Arthur Achleitner



# Der Forstmessias

Eine Waldgeschichte aus Steiermark

Berlin
Schall & Grund
Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler
Verein der Bücherfreunde

# Verein der Bücherfreunde

Vorstand

Martin Greif
Hermann Heiberg
Ernst von Wolzogen

Geschäftsleitung

Schall & Grund
Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler
Berlin W. 62
Kurfürstenstraße 128

Gute Bücher sind die besten Freunde

## Satzungen

### Zweck

Der „Verein der Bücherfreunde" bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer guten, gediegenen, litterarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Litteratur — nicht Übersetzungen — zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

### Beitritt

Mitglied kann jedermann werden; auch Damen sowie Ausländer. Ausgeschlossen sind nur Leihbibliotheken und zu geschäftlichem Zweck betriebene Lesezirkel.

Der Eintritt kann jederzeit geschehen, verpflichtet aber für mindestens ein Vereinsjahr, das jeweils am 1. Oktober beginnt. Die schon erschienenen Bände werden alsdann nachgeliefert.

Der Austritt muß 2 Monate vor Ablauf des Jahrgangs angemeldet werden.

Jede Buchhandlung nimmt Anmeldungen entgegen und vermittelt auch die Zusendung der Veröffentlichungen.

### Erscheinungsweise

Es erscheinen im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen zu je 16 Seiten stark. Sie bestehen zum größeren Teil in unterhaltender, belletristischer, — zum andern in allgemeinverständlich-wissenschaftlicher Litteratur.

Die Bestimmung der Reihenfolge und etwaige Änderungen hierin behält sich die Geschäftsleitung vor.

### Beitrag

Der vierteljährliche Beitrag beläuft sich auf 3 Mk. 75 Pf. (= 2 fl. 32 r. oder 5 Fr. für die geheftete Ausgabe — vorauszubezahlen — und auf 4 Mk. 50 Pf. (= 2 fl. 79 kr. oder 6 Fr.) für die gebundene Ausgabe. Der Beitritt verpflichtet jedoch für das ganze Jahr

Weitere Zahlungen sind nicht zu leisten.

Die Veröffentlichungen werden einzeln auch an Nichtmitglieder abgegeben; jedoch nur zu erhöhten „Einzelpreisen".

---

**Jeder der bisher erschienenen Jahrgänge der Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde ist noch zum Preise von Mk. 15.— geheftet — Mk. 18.— gebunden zu haben. — Genaues Verzeichnis nachstehend.**

# Inhalt des siebenten Jahrgangs

Oktober 1897 bis Oktober 1898



In Vorbereitung befinden sich Arbeiten von **Karl Bleibtreu, J. v. Boguslawski, Professor Dr. Wilhelm Oncken, Professor Dr. J. W. Otto Richter, Frhr. v. Schlicht, Baron H. v. Wedel.** Eine der Arbeiten wird 8. Band des siebenten Jahrgangs

Inhalt der Jahrgänge 1—6 befindet sich am Schluss dieses Buches

# Der Forstmessias

# Der Forstmessias

Eine Waldgeschichte aus Steiermark

von

**Arthur Achleitner**

**Berlin**
Schall & Grund
Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler
Verein der Bücherfreunde
[1897]

# I.

Ein wonniger Maitag ist zur Rüste gegangen; der letzte Sonnenschimmer liegt noch auf den Waldbergen, die Fichten und Föhren, die junggrünen Lärchen vergoldend, dann sinkt die Sonne hinter dem Gebirge hinab. Aus dem Graben, einem einsamen Seitenthal, weht es kühl herauf, denn in den schattigen Gruben und Rinnen der Nordseite liegt noch Schnee, der sich zähe festhält, und bis zur Hochsommerszeit an Wintersmacht erinnert. Ist es doch neun Monate Winter und drei Monate kalt im Graben nach landläufigem Sprichwort, das indes nicht immer sich bewahrheitet. Die jetzigen Maitage sind bei hellem Wetter sogar heiß, nur die Früh- und Abendstunden gebirglerisch kühl und frostig, daher in der Nacht wieder zufriert, was die warmen Sonnenstrahlen tagsüber aufgeweicht. Zwischen dem dürren Riedgras sprießten schon die ersten Frühlingsboten, und ein lichtgrüner Schimmer liegt über dem Laubgehölz: der Lenz will

einziehen in den Waldbergen, zaghaft wie ein Kind bei den ersten Gehversuchen, und die warme Sonne übt Mutterpflicht, das Kindlein schiebend, stützend, zum Vorwärtsschreiten mahnend.

Dort oben, wo weißgestrichene Markierungszeichen an hochbewipfelten Tannen glänzen, steht mächtig der Staatsforst, gehegt und gepflegt, weise durchforstet in weiten Geräumten. Aus dem Saume dieser Waldung tritt der ärarische Forstverwalter nach bethätigtem Reviergang. Der Schein der sinkenden Sonne blendet den Mann beim Austritt aus dem kirchenstillen Wald, und unwillkürlich legt der Beamte die Hand schützend vor die Augen. Ein Weilchen nur, und der Glanz und Schimmer ist verschwunden, die Sonne ist hinunter. Der Forstverwalter, eine hagere Gestalt in grauer Lodenkleidung, mit wucherndem, schwarzem Vollbart, sehnig, wetterhart, ein echter Waldmann mit treublickenden, scharfen Augen und willensstarken Zügen im Gesicht, hält inne, und läßt den Blick über den Graben und die Waldberge schweifen. Hinter ihm tritt nun auch sein Gehilfe auf die Blöße heraus, ein Bursch, frisch und stämmig in Steirertracht mit kurzledernen Hosen und offenem Janker. Auf dem struppigen Blondhaar sitzt das verwitterte Steirerhütl mit dem Gamsbart; die Kniee sind wie die Brust von der Sonne und Luft gebräunt, nicht minder die Wangen und die derben Fäuste. Auf die wuchtigen Bergstöcke gestützt

verharren beide eine Weile auf der Blöße. Auch der Gehilfe beschaut sich die altvertraute Gegend, doch ohne sich sonderlich viel Gedanken zu machen. Er ahmt lediglich das Beispiel seines Vorgesetzten nach und benutzt die Ruhepause zum Verschnaufen. Der kaiserliche Forstverwalter hingegen betrachtet mit trüben Gedanken die Waldlandschaft; ihm krampft sich das Herz zusammen bei dem Anblick jener Waldstriche, die bäuerliches Eigentum sind und arg gelichteten Bestand, hier habgierige Plünderung, dort rücksichtslosen Kahlhieb zeigen, krautverwucherte Schlagorte, oder ausgehagerten Waldboden mit kümmerlichem, spärlichem Anflug, den der nächste schwere Regen wieder wegschwemmen wird.

Mehr für sich spricht der Beamte: „Es ist ein Jammer, wie die Bauernwaldungen aussehen! Diese menschlichen Borkenkäfer rasieren sogar das Stangenholz! Was wächst, wird geschlagen!“

Der Gehilfe hat aufmerksam zugehört und antwortet nun: „Mit Verlaub, Herr Verwalter! Sie haben schon recht, aber was will ein Kleinbauer anfangen, wenn er Holz braucht oder kein Geld hat!“

„Alles hat seine Grenzen, Sepp! Bei uns im Graben ist's aber ein Jammer! Schau 'nüber: kahlgehauene Steilflächen! Braun und grau der nackte Boden — wie lang wird's dauern, und 's Elend ist da! Die Wasser müssen die Flächen hinabnehmen! Geröll

und Sand ist dann der Rest! Aber nur schlägern, alles weghauen, bis es zu spät ist! Und wie der magere Bestand überhaupt aussieht, klein verschnitten!"

„Wohl, wohl! Herr Verwalter! Aber „schnaiteln"[1]) müssen halt die Bauern von wegen der Streu. Der Bauer braucht die Daxen."

---

[1]) Schnaiten vom Ablautverb schneiden, behauen, beschneiden. Kärtnerisch schnatten, d. h. Nadelholzäste zu Streuzwecken von den Bäumen abhacken. Die Schnate, Propfreis; schnettig = schlank, grad. In einem Alpenlied heißt es:

„Koa Dax'n derf i nimmer schnaiten,
Da kaam glei' der Förster in's Haus . . ."

Der „Schnaiter" = schwertförmiges Messer zum Reisig kleinhauen, auch „Schnaitbrax" = krummes längliches Messer zu gleichem Zweck. Das „Schnait" = Reisig im verkleinerten Zustande. Im Zillerthal heißt „Schnaitheu" so viel wie schlechtes Heu im Winter für die Schafe. Unter „G'schnoattel" versteht der Jäger in Steiermark das klein zerhackte „Jägerrecht" = Herz, Leber und Lunge mit Essig aufgedünstet, welche „Aufbruch"bestandteile vom Jagdherrn dem Personal als „Recht" nach vollbrachtem Waidwerk überlassen werden. Als Delikatesse pflegen Feinschmecker unter den Jagdgästen das „G'schnoattel" den Jägern gegen Baarentschädigung häufig abzukaufen. Forstlich versteht man unter „Schneise" einen durch Wald und Unterholz gehauenen Durchgang (Durchforstung). Das „Schnaiteln" von Fichten und Tannen ist namentlich in Tirol und Kärnten sehr üblich und verunstaltet die Waldungen geradezu gräßlich. Durch die Schnaitelung wird es auf den ersten Blick auch dem Laien möglich, zu erkennen, wo sich ärarische Staats- und wo Privatwaldungen oder sogenannte Bauernhölzer befinden. Daß der Baumwuchs unter diesem barbarischen Brauche leidet, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Mit der Streunot wird jedoch auch die „Schnaitelung" allenthalben motiviert.

„Gezwungen muß der Bauer werden zu einer vernünftigen Forstnutzung, gezwungen zu seinem eigenen Heil!"

„Sell wird etwas hart gehen, mein' ich, Herr Verwalter! Ist so eine eigene Sach' mit der Bauernbeglückung! Ich thät's nicht! Es nutzt ja doch nichts!"

„Na, wir werden ja sehen! Geh' du jetzt heim! Ich werde noch übers Brandköpfl gehen!"

„Zu Befehl! Gute Nacht, Herr Verwalter!" Mit wenigen Sätzen ist der flinke Forstgehilfe den Hang hinuntergesprungen und trottet in der Thalung seiner kleinen Behausung zu.

Noch immer verharrt der Beamte im Anblick der verwahrlosten Bauernhölzer, die sich im Vergleich zu den Staatsforsten freilich desolat ausnehmen, und einen für das Försterauge tiefbetrübenden Anblick gewähren. Dabei ist eigentlich gar nichts Verwunderliches. Muß sich doch Walch, der Verwalter, selber sagen, daß die Waldbauern nichts anderes treiben wie ihre Vorfahren; die Wirtschaftsform ist von Geschlecht zu Geschlecht schablonenhaft übernommen worden, und dabei mußte der Wald Schaden leiden, wie die Rente aus demselben, bis die letztere ganz und gar vernichtet sein wird. Was aus den Geländen des bäuerlichen Besitzes grinst, ist der Waldtod und der Ruin der wirtschaftlichen Verhältnisse. Was will dagegen ein einzelner Forstmann machen! Ein Forstverwalter,

dem nicht einmal die Forstpolizeibefugnisse zustehen! Ein ärarischer Beamter, der sich von den Waldbauern ins Gesicht lachen lassen muß, so er sich herausnimmt, vor Waldvernichtung zu warnen. Sie wissen ja nur zu genau, daß der ärarische Forstbeamte kein Strafrecht hat, und Übertretungen des Forstgesetzes, Waldfrevel &c. nur von der politischen Behörde geahndet werden, wenn rechtzeitig Anzeige erstattet wird. Und da hapert es immer. Auch ist zu wenig Aufsichtspersonal vorhanden. Will einer schlagen, so ist der Kahlhieb längst vollzogen, ehe ein Verbot auf Grund des Forstgesetzes angeschlichen kommt.

Mit einem Fluch auf den Zähnen schreitet der Verwalter durch die inzwischen aufgezogene kühle Mainacht. Roter Feuerschein mitten im Tann flackert auf; betroffen sieht der Waldbeamte näher zu und sucht sich rasch über die Lage des Waldbrandes zu orientieren. Es ist kein Staatsforst, das Feuer loht auf Privatbesitz, es brennt in der Parzelle „Brand“ und zwar im Schütterwald des Hirzegger, des Brandbauern. Kein springender Waldbrand, der Hilfe heischt, ein beaufsichtigtes Glosen, und nur zeitweilig flackern die Flammen auf. Und dunkle Gestalten stehen um den Feuerherd im Walde. Der Verwalter flucht: „Alle Wetter! Die Kerle branden![1]) Sie ruinieren

[1]) Im Laufe der Jahrhunderte hat sich dieses „Branden“, speciell im Bezirke Bruck an der Mur, im Mürzthale &c., zu einer förmlichen Wirtschaft herangebildet. Diese sogen. Brandwirtschaft

den Bestand vollends, um das bißchen Weideland zu gewinnen!" Entschlossen, die Leute zu bewegen, das Branden einzustellen, eilt Walch hinüber quer durch den Wald, dem Feuerschein zu, der ihm zur Richtung dient.

---

besteht darin, daß im Sommer eine als „Brand" in Aussicht genommene Fläche, meist mit Birken, Erlen, Salixarten, aber auch mit Fichten, Lärchen, Ahorn, Eschen und Buchen bestockt, vom Holze vollkommen geräumt (Kahlschlag) wird. Ist diese Brandfläche in der Nähe des Wirtschaftshofes gelegen, so wird das größere Holz zum Hausbrand (Brennholz) heimgeführt; ist der „Brand" aber sehr entlegen, so wird alles Holz auf der Brandfläche gleichmäßig verteilt und der Schlag gegen den Wind abgebrannt. Sodann bleibt die Brandfläche über Sommer unbearbeitet liegen, um im Herbst mit gewöhnlichen Hauen umgebrochen zu werden. Hierauf wird Korn ausgesäet, und zwar doppelt so dicht, als bei gewöhnlicher Saat, d. h. die Brandfläche wird mit zwei Gattungen Korn besäet. Die erste Gattung Korn reift schon im ersten Herbst nach der Saat; die zweite Gattung Korn hat jedoch ein Jahr Samenruhe, keimt erst im zweiten Jahre, so daß die zweite Ernte erst zwei Jahre nach der Saat erfolgen kann. (Diese zweite Gattung wird allgemein „Böhm" genannt.) Diese Saatfelder im Walde werden vom Kahlhiebholz eingepflockt. Nach der zweiten Kornernte wird auch dieser Zaun verbrannt, und der ganze Brand als Weide für das Rindvieh benutzt. Diese Benutzung ist für den Gebirgsbauer dieses Bezirkes die Hauptsache. Die Weidedauer auf diesen „Bränden" währt gewöhnlich fünf Jahre. Während dieser Zeit haben die Laubholzstöcke meist wieder ausgeschlagen, durch Anflug von Fichten und Lärchensamen entsteht von selbst eine Wiederaufforstung, bis nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren dieselbe wieder bestockte Fläche abermals abgestockt und gebrandet wird. (Vom forstlichen Standpunkt eine unerhörte Barbarei!) Inzwischen wird aber an anderen Stellen des Waldbesitzes gebrandet, so daß sich der Bauer zum Sommer stets auf diese Art ein Weideland

Schon ist der Beamte der Brandfläche auf etwa einen halben Büchsenschuß nahe, da gebietet eine stämmige Gestalt „Halt!“ und im Augenblick ist Walch von Burschen umringt, die jegliches Weiterdringen wehren. Betroffen steht der Verwalter in diesem Menschenknäuel, der nichts anderes als eine aufgestellte Schildwache, eine Art Vorposten der Brander ist. Somit ist das Branden bereits regelrecht organisiert, und wird jegliche Abmahnung vergeblich sein. Eben fällt ein Feuerschein auf die Vorpostengruppe und wird insbesondere der Forstverwalter grell beleuchtet. „Der Forstner ist's!“ rufen die Burschen und schließen den Ring um ihn um so fester. Gellende Pfiffe signalisieren den Fang den Brandern, von denen einige herbeispringen und sich nach der Ursache des Alarmsignals erkundigen. Grimmige Flüche werden laut, der uralte Haß der Bauern gegen das Forstpersonal äußert sich in den Rufen: „Prügelt ihn, den Forstspitzel, schlagt ihm die Knochen ein!“ Schon heben sich derbe Fäuste, im flackernden Feuerschein werden hochgeschwungene Beile,

---

sichert, und dadurch über Sommer mehr Vieh halten und dasselbe gut durchgebracht im Herbst mit Nutzen verkaufen kann. Das ist Übung seit Jahrhunderten, und demgemäß sieht es auch in den Waldungen dieses Brandbezirkes aus. Vom Standpunkte des an Weidemangel leidenden Bauers, der auf Viehzucht angewiesen ist, erscheint das Branden allerdings gerechtfertigt; er gewinnt Weideland, und der Kornertrag deckt die Kosten der Brandarbeit, und bei günstiger (naher) Lage gewinnt er außerdem Brennholz.

Bergstöcke sichtbar — der Beamte schwebt in größter Gefahr. Da tritt ein stämmiger Waldbauer in Steirertracht, doch ob der Brandarbeit in Hemdärmeln, heran, und kräftig klingt sein Ruf in die nächtliche Finsternis:

„Wen habt ihr eingefangen?"

„Den Forstmessias haben wir!" antworten die Vorposten.

Hirzegger, der Brandbauer, nähert sich dem Beamten vollends und fragt ihn unter allgemeinster Aufmerksamkeit:

„So so! Also der Herr Verwalter, der sich einbildet, mein Tochtermann zu werden. Was steht denn zu Diensten, Forstmessias?!"

Walch schüttelt einige ihn doch zu derb festhaltende Arme und Hände ab, richtet sich auf und spricht: „Laßt euch warnen! Das Branden taugt nichts, ihr werdet noch in Konflikt mit den Behörden kommen!"

Hirzegger höhnt und spottet: „So, meint Ihr? Ist schon möglich! Da darf der Forstheiland bloß wieder zum Hauptmann[1]) rennen, dann wird es schon so werden! Aber wir branden deswegen doch! Und damit Ihr uns nicht die Gendarmerie auf den Hals hetzen könnt, werden wir Euch derweil anbinden! Und meine Moni werdet

---

[1]) Der Chef der politischen und Verwaltungsbehörde eines Kreises heißt in Österreich „Bezirkshauptmann".

Ihr fürder hübsch in Ruhe lassen, oder der Hirzegger kommt über Euch!"

Gröhlendes Geschrei der Burschen beweist, daß sie die Absicht des Hirzegger sofort verstanden haben, und ehe der Beamte sich dessen versieht, ist er trotz der Finsternis an eine hochstämmige Fichte gedrängt und mit Stricken an den Stamm gebunden, Hände und Füße sind gefesselt. Je mehr der Verwalter zerrt, desto schärfer schneiden die Stricke ihm ins Fleisch. Heiß strömt ob solchen Schimpfes und solcher Mißhandlung ihm das Blut zum Kopf; er möchte seinem Zorn Ausdruck geben, doch keine Silbe kommt über seine Lippen. Wozu auch eingestehen vor diesen Leuten, wie schwer solche Behandlung den Beamten empört. Die Burschen höhnen gleichwohl und wünschen ihm recht viel Vergnügen; auch solle der „Herr Forstner" nur recht gut aufpassen, damit er lerne, wie man richtig brandet. Und auf einen Pfiff des Hirzegger springen die Burschen wieder zur Brandfläche, um den Brand nach alter Übung zu dirigieren, auf daß die glosenden Flammen und Funken nicht überschlagen oder überspringen.

Walch in peinlich schmachvoller Lage zittert vor Wut; so sehr er sich bemüht, einzelne der Burschen zu erkennen, es gelingt nicht. Der flackernde Feuerschein ist zu unruhig, die Entfernung zu groß. Und just der Hirzegger muß es sein, der ihm diese Schmach so hohnvoll bietet! Der

Mann, den er sozusagen als seinen Schwiegervater in spe zu betrachten sich gewöhnt hat! Ein sauberer Schwiegervater das! — Wie die Stricke schneiden bei dem Versuche, das Körpergewicht von einem Fuße auf den andern zu verlegen! Es ist qualvoll, so angebunden halb zu stehen, halb in den einschneidenden Stricken zu hängen. Wie lange die Brandgesellschaft ihn wohl so gefesselt belassen wird? Jedenfalls so lange, bis ausgebrandet ist, und das dauert immer einige Stunden. Walch vermag ein schwaches Stöhnen nicht mehr zu unterdrücken; es schmerzt ihn alles übermächtig. Der Nachtwind verschlingt den Schmerzenslaut und trägt ihn fort. Niemand hat des Wehrufes geachtet. Stunde um Stunde vergeht; die Knechte branden unter Anleitung ihres Bauers fort, bis im ersten Zwielicht des dämmernden Morgens die letzten Flammen erstickt und die glimmenden Funken des glosenden Strauchwerkes ausgetreten werden. Rauch und brenzlicher Brandgeruch künden noch, daß hier zur Gewinnung einer späteren Weidefläche gebrandet wurde.

Walch hat alle seine Kräfte aufgeboten, um wach und stehen zu bleiben; jedes Hängen in den Stricken verursacht ihm namenlose Pein. Doch allmählich übermannt ihn doch die Müdigkeit, er nickt trotz der Schmerzen ein. Und wie er wieder erwacht, von rasenden Schmerzen gepeinigt, ist er allein im Wald und gefesselt ... Man hat

ihn in seiner qualvollen Lage vergessen oder absichtlich zurückgelassen! . . . Vergeblich ruft Walch um Hilfe . . . . . Jugendfrisch steigt die Morgensonne auf, küßt die Bergspitzen, vergoldet die Waldkuppen des Grabens, ihre wonnigen Strahlen leuchten erquickend ins grüne Thal; es glitzern die Tautropfen gleich schillernden Edelsteinen, die munteren Waldvögelein zwitschern ihr fröhlich Morgenlied und putzen das Gefieder zurecht. Unten im Graben quirlt der Rauch aus den Schloten der Bauernhäuser, man kocht wohl die Morgensuppe. Ein entzückender Morgen ist angebrochen. Am Stamme der Fichte hängt, einer Ohnmacht nahe, der arme Waldbeamte . . . . . Sein müder Blick fällt auf ein Finkenhähnchen, das neugierig die Gestalt am Baum betrachtetet und zutraulich ruft: „Fink, fink!" Ein Rotkehlchen flattert durchs Gebüsch und flüchtet eiligst beim Anblick des gefesselten, stöhnenden Mannes weiter, und selbst eine wurmende Amsel huscht erschreckt lärmend davon.

Ein Rascheln im dürren Waldlaub drüben in der nahen Buchenstockung läßt den Forstmann aufhorchen; es ist, als nähere sich jemand.

Ächzend ruft Walch um Hilfe durch den kirchenstillen Wald.

Ein kurzes Kichern und Horchen, dann ruft Monika, des Hirzeggers prächtiges Mädel, entgegen: „Was giebt's wer ruft um Hilfe?"

„Hierher, gegen die Brandfläche zu! Ich bin festgebunden!“

Suchend durchstreift das schmucke Mädel, das im frischen Morgen ausgezogen ist, sich Frühlingsblümelein zu einem Kränzchen zu pflücken, das Holz, und endlich erblicken Monis Vergißmeinnichtaugen den angebundenen Förster. „Großer Gott, was ist mit dir geschehen!“ schreit das Mädchen entsetzt und springt eiligst herbei, um die Knoten aufzulösen.

Ein schmerzliches Lächeln huscht über Walchs Gesicht: „Gott sei's gedankt, daß du gekommen! Ich bin schier am Sterben vor Schmerz! Binde mich los, schnell, meine Kräfte sind am Ende!“

„Was ist geschehen, Hubert?“ fragt Moni bebend und zerrt an den Stricken.

„Später! Bringst die Knoten nicht auf? Dann zieh mir den Knicker aus der Tasche an der rechten Seite und schneide die Stricke durch!“

Moni holt die Waffe heraus und durchschneidet rasch die Fesseln. Steif und starr steht der Waldbeamte frei, dann überkommt ihn ein Schwindel, er taumelt und faßt mit dem rechten Arm den Fichtenstamm, um nicht zu Boden zu stürzen. Besorgt stützt das Mädchen den geliebten Mann und sucht ihn durch trostreichen Zuspruch aufzurichten. Bald ist, dank der Willenskraft und sehnigen Konstitution des Försters, der Anfall überwunden. Walch

dankt dem Mädchen herzlich für die Hilfe im letzten Augenblick. Wie Moni innig mit ihren strahlenden reinen Augen ihn ansieht, zieht ein bitteres Weh durch des Mannes Brust im Gedanken, daß dieses Engelsgeschöpfes Vater ihm die furchtbare Qual, diesen unverwischbaren Schimpf zugefügt. Moni hat ihm Rettung gebracht, doch seine Braut ist sie nicht mehr. Stumm schreitet das Paar durch den duftenden Wald. Erst am Saume des gegen den Brandhof zu stehenden Geräumtes bricht Moni das Schweigen durch die Frage: „Sag' doch um Himmelswillen, Hubert, wer hat dir das angethan?"

Bitter klingt es von Walch's Lippen: „Wer? Dein Vater!"

Erschüttert schlägt Moni die Hände vors Gesicht und wimmert: „Allmächtiger Gott! Wehe mir! Nun ist alles verloren!"

Walch drückt das Mädchen an sich, wie wenn er für immer Abschied nehmen wollte, küßt Moni auf das reiche nußbraune Haar, läßt die liebreizende Gestalt los und eilt durch den Hohlweg hinunter zur Grabensohle, seiner Behausung zu.

Das Mädchen aber setzt sich an den Rain und weint sich aus. . . .

## II.

Heller Sonnenglanz erfüllt das stille Thal, ein goldig Flimmern liegt in der klaren Luft des jungen Maimorgens, und neckische Lichtstrahlen spielen sich durch das dichte Geäst der ernsten Fichten und zaubern magische Beleuchtung auf den mosigen Waldgrund. Feiertägliche Stimmung liegt über dem Gelände, es ist Christi Himmelfahrt im jungen Mai, welches Kirchfest zu feiern sich bereits frühmorgens die Einödhöfler anschicken, durch den Gang hinaus zum Grabendorf. Die Kirchgänger haben einen weiten Weg; sie müssen bei zeiten aufbrechen, wenn sie zum Neunuhramt rechtzeitig draußen in der Thalmündung eintreffen wollen. Von jedem Gehöft gehen die Leute ab, nur die Feuerwache bleibt zurück, hier eine Dirn, dort ein Knecht, manchmal wohl auch die Bäuerin oder der Bauer selbst, besonders in Siedelungen mit wenig Dienstpersonal.

Im Brand, jener Siedelung am Berghang, die dem Forstverwalter durch die Waldmißwirtschaft des Besitzers ein arger Dorn im Auge ist, treibt Hirzegger das Gesinde zur Eile an: die Leute sollen sich sputen zum Kirchgang, ebenso Monika, die Tochter, und die Wache wollte er heute selber halten. Vor dem Gehöft steht der Bauer hemdärmelig und ruft durch ein geöffnetes Fenster: „Moni, tummle dich! Mußt nicht die Letzte sein zum Kirchgang! Häng' nicht zu viel von dem Plunder auf den Leib, auf solch Zeug hält der Herrgott nichts!"

Eine Mädchenstimme giebt durch das Fenster Antwort: „Aber, Vater, zum Festtag muß man doch in ordentlichem Gewand erscheinen, und etwas Zier wird doch wohl noch verlaubt sein!"

„Na ja, 's ist schon gut! Ich meine nur, du sollst nicht all' das Putzgelump von Großmutters Zeiten her anhängen!"

„Gleich bin ich fertig, nur der seligen Mutter ihre Halskette will ich noch umnehmen!"

Inzwischen sind die Eh'halten in sonntäglicher Kleidung aus dem Haus getreten und harren der Tochter des Hofes.

Hirzegger bedeutet dem Oberknecht, draußen im Grabendorf nach dem Gottesdienst auf die Gemeindetafel zu sehen und etwaige Kundmachungen zu lesen. Es könnte wieder einmal etwas neues von der Obrigkeit

angeordnet worden sein. Kommt doch alle Daumenlang so ein Wisch herein zum Bauernschinden!

„Ist recht!“ brummt gleichmütig der Oberknecht.

„Schon, aber lese nur ordentlich und behalt's im Hirn! Und dem Wirtshaus weichst aus im großen Bogen, verstanden?“

„No, no, eine Halbe wird wohl verlaubt sein an Christi Himmelfahrt!“

Blaß, mit verweinten Augen, kommt Moni aus dem Hofe, nickt dem Vater wehmütig zu, und will sich dem Gesinde zum Kirchgang anschließen. Hirzegger bemerkt augenblicklich die Wandlung an seiner sonst so frischfrohen Tochter, die doch ein Bild von blühender Jugend und Gesundheit bisher gewesen, und sofort ruft er: „He, Moni! Was ist das für ein Trauergeschleich? Gehst 'leicht (vielleicht) zu einer Leich' am Himmelfahrtstag? Will nicht hoffen, daß dir etwas über die Leber gekrochen ist! Weg mit dem Geflenn!“

Moni's gerötete Augen füllen sich mit Thränen, die über die bleichen Wangen rollen.

„Kreuzelement! Was ist das für ein Gejammer?!“ schreit Hirzegger und tritt an Moni heran, die nun dem Vater ins Ohr flüstert:

„Warum ich weine, willst du wissen? Denk' an den Forstner!“

Der Bauer zuckt zusammen, und mit der Hand

winkend, treibt er nun das Gesinde zur Eile: „Fort, fort! Der Pfarrer wartet nicht! Du, Moni, bleibst im Haus und hältst Feuerwache! Ich habe einen dringenden Gang zu machen!“

Moni erwidert: „Der Gang ist jetzt überflüssig!“

„Wieso? Der Sakramentsförster wird doch nicht . .“

„Gestorben sein? Nein, Vater! Aber nahe daran war er!“

„Kreuzelement! Auf den hab' ich wirklich ganz vergessen!“

„Oder du hast den Ärmsten absichtlich oben hängen lassen!“

„Nein, nein, gewiß nicht! Hätt' ja keinen Grund dazu!“

„Du warst unserem Bunde immer entgegen . . .“

„Na ja! Mir will's nicht in den Kopf: Eine ‚gute‘ Bauerntochter und so ein ärarischer Hungerleider, noch dazu ein Forstner und Bauernschinder, das giebt keinen Klang in der Ehe und zeitigt bloß Notniggel!“

„Und so wär' es dir am liebsten gewesen, wenn der Forstner in der gestrigen Nacht . . .“

„Na, na! Aber so ein kleiner Denkzettel schadet ihm nichts, dem Bauernschinder!“

„Und daran hast nicht gedacht, Vater: daß du die Unthat verantworten mußt vor Gericht!“

Jetzt kratzt sich Hirzegger hinterm rechten Ohr; ein

solcher Gedanke ist ihm wahrhaftig nicht gekommen. Und in der ersten Bestürzung bittet er Moni, Walch zu veranlassen, daß er die Anzeige unterläßt und den Vorfall vertuscht.

Moni richtet sich hoheitsvoll auf und erwidert mit besonderer Betonung: „Hubert ist Mann genug, um aus Liebe zu mir die That, wodurch ein Menschenleben frevelhafterweise in Gefahr gebracht worden ist, zu verschweigen. Die Kosten hast nicht du, sondern ich zu bezahlen!“

„Wie denn das?“ fragt verwundert Hirzegger.

„Ich habe es beim Abschied gefühlt, daß der schöne Traum, die süße Hoffnung zu Ende ist! Hubert wird die Tochter seines Todfeindes nie und nimmer zum Weibe nehmen!“

Jetzt braust der Bauer auf: „So, er will nicht! Ich mag nicht, hab' nie mögen, und danke unserem Herrgott, daß die Geschichte aus ist! Wenn ich auch bloß ein Brandbauer bin, meinen Stolz hab' ich doch, und ich will von der ärarischen Notniggelbande nichts wissen! Brauchst gar nicht hinunterzulaufen ins Forsthaus! Entschuldigt wird gar nichts! Er soll nur anzeigen, der Bauernschinder, er soll's beweisen, wenn er es kann!“

Moni wankt in das Haus hinein; sie will allein sein mit ihrem Schmerze. Hirzegger aber zündet sich zur Beruhigung sein Pfeiflein an und schmaucht in den präch-

tigen Morgen hinein, indes seine Augen Wald und Wiesen mustern. So recht behaglich macht dieser Anblick nicht. Die Wiesen sind steinig und steil, der Wald schütter vom Branden; vom Hochwald ist auch nimmer viel vorhanden, und schon wieder der Steuertermin in Sicht.

Das verfluchte Steueramt! Das ist schon die niederträchtigste Einrichtung in ganz Österreich! Und gleich hinterdrein kommt die Finanzerschnüffelei beim Schnapsbrennen und der Forstverwalter mit den Forstgesetzen. Man darf rein nimmer auf eigenem Grund und Boden thun, was man will! „Aber ich thu's doch!" mault der Bauer vor sich hin und leistet sich dann ein kleines Schläfchen in der Stille des Feiertages.

Es klingen die Glocken zum Hochamt bereits zusammen, wie die Kirchgänger die ersten Häuser des niedlich in der Thalweitung gelegenen Dorfes erreichen. Mit beschleunigten Schritten eilen sie nun vorwärts, um knapp vor Beginn des Gottesdienstes die Kirchenschwelle zu überschreiten. Die Bänke sind vollauf von frühzeitig erschienenen Andächtigen besetzt, sodaß sich die Spätergekommenen begnügen müssen mit Stehplätzen oder einer Sitzgelegenheit auf der Treppe zum Chor hinauf.

Wie seltsam ernst heute der Pfarrer predigt! Niemals war der Priester so ergriffen, der diesmal von der Kanzel herab die Gläubigen ermahnt, in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens unerschütterlich zu Gott und

Kaiser zu stehen. Mögen Dinge auch noch so einschneidend in das Wirtschaftsleben eingreifen, nie sei zu vergessen, daß Befehle der Behörden unter allen Umständen nicht mit dem Schwert in der Bauernfaust bekämpft werden dürfen. Glaubt die Bevölkerung, daß ihr unrecht geschieht, daß ihre Interessen geschädigt werden, dann soll im Wege des Gesetzes, durch Gesuche, Vorstellungen, Entsendung von Deputationen eine Aufhebung schädigender Erlässe und Verordnungen angestrebt werden. Nie aber durch Gewaltmaßregeln, nie durch die Faust! Wer Rat sucht und Beistand, wird ihn finden beim Seelenhirten, der immer, zu jeder Zeit, auf Seite seiner Gemeinde steht. „Drum laßt uns beten zu Gott, der uns lehrt durch seinen Apostel: Es ist keine Gewalt als nur von Gott; die auf Erden herrschen, sind von Gott eingesetzt. Darnach erkennen wir in unserem Landesherrn die von Gott angeordnete Gewalt. Gieb uns, o Herr, die Gnade, daß wir unsere Pflichten als treue Unterthanen gewissenhaft erfüllen, den Geboten der Behörden nachkommen können. Gieb unserem Fürsten Liebe zur Gerechtigkeit und stelle ihm gute und weise Räte zur Seite. Uns aber stärke im Gehorsam, in der Duldsamkeit! Amen!“

Mit offenem Mund hat die Schar der Gläubigen dieser seltsamen Predigt gelauscht; worauf der Pfarrer aber abzielt, weshalb er zur Duldsamkeit, zum Gehorsam auffordert?! Niemand vermag sich diese Mahnung zu

deuten. Es ist doch nicht das Geringste vorgekommen, was zu einer solchen Verwarnung Veranlassung gäbe. Sonderbar! Sollte etwas in der Luft liegen?!

Wieder klingen die Glocken in den köstlichen, sonnigwarmen Maitag, sie verkünden den Schluß des feierlichen Gottesdienstes. Alles strömt nun auf den freien Platz im Dorfe; dort stehen die älteren Bauern beisammen und besprechen die unverständliche Predigt, hier die Jungbauern, drüben warten die Burschen auf die herankommenden Mädchen und Dirnen, um mit der Liebsten oder Hausgenossin Einkäufe beim Kramer und Lebzelter zu besorgen, wohl auch mitunter ein Viertel „Österreicher" zu trinken. Ehe sich die Dörfler und Einödbauern aber noch verlaufen können, hält die Ortsschelle alle wie gebannt auf dem Dorfplatze. Vor dem Gemeindehause verkündet der Gemeindediener, mit schnarrender Stimme ein Schriftstück ablesend, daß zufolge Verfügung der k. k. Bezirkshauptmannschaft in Bruck hiemit das weitere „Branden" verboten und Zuwiderhandelnde mit schwerer Strafe auf Grund der einschlägigen Bestimmungen des Forstgesetzes belegt werden. Sodann nagelt der Diener den Erlaß an die Gemeindetafel.

Wie versteinert starren die Bauern auf den Gemeindediener; seine Kunde hat die Wirkung eines Blitzes aus heiterem Himmel. Die meisten glauben, falsch gehört zu haben; namentlich die älteren Bauern schütteln zwei-

felnd die Köpfe, es muß ein Irrtum vorliegen. Alles kann verboten sein, eher auch noch das Luftschnappen, aber das „Branden", nein, nein, das ist unmöglich. Aber dort auf der Gemeindetafel steht es schwarz auf weiß. Eben liest ein Jungbauer mit lauter Stimme die neue Verfügung vor. Also doch! Was seit Jahrhunderten zu recht bestand, wird mit einem Federstrich aus der Welt geschafft! Seit undenklichen Zeiten haben sich die Bauern des Brucker Bezirkes in ihren einsamen Thälern und Gräben nach Farmerart ihr Weideland in den Eigenwaldungen durch Abbrennen von Waldland (sog. „Branden") verschafft, die Holzasche als Dünger, das ausgebrannte, ausgerodete Stück Land als Acker verwendet und im nächsten Jahre das Vieh darauf zur Weide gegeben — das soll jetzt plötzlich verboten sein! Solches Verbot vernichtet die Existenz! Es steht aber angeschlagen! Alte Bauern, die seit langen Jahren Brandwirtschaft treiben, fragen, ob auch angeschlagen steht, wie sie sich nunmehro fortbringen sollen ohne Brand; ob der Bezirkshauptmann vielleicht das Grünfutter für das Vieh von Bruck hereinschickt in die Gräben und Thäler? Wird er und seine Beamten die Steuern für die ruinierten Bauern zahlen? Immer wieder wird das unheilvolle Schriftstück angestarrt. Und allmählich dämmert es in den Köpfen auf, daß der Pfarrer mit seiner seltsamen Predigt wohl das „Brandverbot" gemeint haben werde.

Der Geistliche wußte also schon davon und hat deshalb zur Ruhe gemahnt. Der Teufel bewahre die Ruhe, wenn es ihm an den Kragen geht; er frißt in der Not Fliegen, heißt es, — gesehen hat ihn dabei noch keiner —; was aber „frißt“ der in seiner Existenz bedrohte Bauer, wenn er nichts mehr zu essen hat?

Wirr klingen die Reden durcheinander; die Brandbauern sind gründlich aufgerüttelt und erregt; sie sehen ein Ende mit Schrecken vor sich. Was dagegen thun? Die Jungen wettern und fluchen; sie wollen weiter „branden“, und wenn man es ihnen verwehrt, wollen sie wie die Tiroler ausziehen gegen die bewaffnete Macht mit Sensen und Dreschflegeln. Unerhört ist dieser Eingriff in ein uraltes Recht; sie sind auf eigenem Grund und Boden, mit dem jeder machen kann, was er will! Sie reden dem fürnehmen Hauptmann auch nichts drein in seinem sonstigen Thun. Daher soll der Herr auch sie in Ruhe lassen! „Wir leiden's nicht!“ tönt es in den Reihen der erbitterten Jungen. Aber auch die Altbauern sehen ein, daß gegen die unerhörte Maßregel angekämpft werden müsse. Doch dürfe nicht Gewalt mit Gewalt vergolten werden; die Bauern würden dabei immer den Kürzeren ziehen. Der Hauptmann wäre im stande, gar noch Militär in die Gräben zu schicken, das dann die armen Bauern noch erhalten und füttern dürfen.

Ein altes Männlein meint, man solle den Pfarrer fragen, was zu thun sei. „Auf, zum Pfarrer!“ heißt es in den Reihen der Altbauern, indes die Jungen ins Wirtshaus drängen, um dort den „Fall“ zu besprechen.

Der kleine Pfarrhof vermag die Menge Menschen nicht zu fassen; das Sprechzimmer ist von Bauern vollgepfropft, im Flur stehen sie Kopf an Kopf bis in das Vorgärtchen und an die Straße hinaus. Händeringend beschaut die Pfarrersköchin diese Ansammlung und jammert darüber, daß das gestrige Bodenreiben völlig vergeblich gewesen ist, denn der wachsgelb gescheuerte Fußboden verliert unter den Bauerntritten rasch seine Reinheit.

Das Getrampel hat natürlich auch der alte Pfarrer gehört, der auf die Treppe tritt und vom obern Stockwerk herab die Leute anspricht. „Ihr kommt wegen des verkündeten „Brand“verbotes?!“

„Ja!“ ruft die Menge.

„Ihr wollt mich um Rat fragen in dieser Sache?“

„Ja!“

„Gut! Nach bestem Wissen und Gewissen kann ich euch nur raten: Einigt euch, wählet aus den Ältesten eine Deputation, von jeder Gemeinde einen Mann! Einer soll der Führer sein, einer, der Herz und Mund auf dem rechten Fleck hat, einer, der reden kann und sich zu reden ’traut! Es soll und muß ein „Brand“bauer sein; dieser soll die Deputation nach Wien führen, und dort sucht

ihr euren Reichsratsabgeordneten auf, auf daß dieser euch eine Audienz beim Ackerbauminister verschaffe. Beim Minister bittet ihr um Abhilfe, um Aufhebung des „Brand"verbotes. Aber höflich, bescheiden sein, Leute, nicht etwa grob und unduldsam! Mit hohen Herren muß man anders reden, als mit Gaisbuben! Verstanden?"

Ein Murmeln läuft durch die Reihen der Bauern, das es zweifelhaft erscheinen läßt, ob die Leute der Rede ihres Seelsorgers Beifall zollen, oder ob sie unzufrieden sind.

Aus dem der Stiege zunächst stehenden Menschenknäuel drängt ein alter Bauer vor. Die Leute drücken sich so schlecht es geht, etwas zur Seite, um ihn vorzulassen. „Mit Verlaub!" hebt dieser zu reden an: „Mit Verlaub! Euer Rat, Herr Pfarrer, ist g'wiß gut gemeint; aber ausrichten werden wir nichts! Es wird einer die Sache auf den andern schieben von den groẞkopfeten Herrischen! Und bis daß diese schlüssig werden, geht die „Brand"zeit rum, und wir haben das Nachsehen. Ich mein', wir gehen gleich zum Kaiser!"

Laute Beifallsrufe folgen dieser Erwiderung.

„Seid vernünftig, Leute! Unser Kaiser weiß vom „Branden" nichts; er müßte sich immer wieder erst bei den Ministern erkundigen, sich Bericht erstatten lassen. Also springt die Katz' allweil auf die gleichen Füß'! Folgt mir, geht zuerst zu den Ministern! Nutzt das nichts,

dann könnt ihr noch immer bei Seiner Majestät einen Fußfall machen! So, und nun geht ruhig auseinander! Schickt überall Botschaft herum und beruft eine Versammlung zur Wahl der Deputierten ein! Aber bald thut das! Die Zeit drängt! Das „Branden" aber laßt inzwischen bleiben! Gott mit euch, Leute!"

Im Gemurmel und Getrampel geht der Dank für den Rat verloren; alles drängt zum Pfarrhof hinaus, und auf der Straße gestikulieren und schreien die Bauern wirr durcheinander. Des Pfarrers Rat mag gut gemeint sein, aber die Mehrzahl der Brander glaubt doch, daß der Erfolg ausbleiben wird. Im Wirtshause zum „Stern" lärmen die Jungen, denen kein Vorschlag radikal genug ist. Da fordert einer auf, zum Steueramt hinauszuziehen und die Steuerverweigerung für die Dauer des „Brand"verbotes dem Einnehmer bekannt zu geben. Ein anderer schlägt vor, dem Bezirkshauptmann für die Verfügung die Fenster einzuwerfen. Ein dritter proponiert völlige Nichtbeachtung des Erlasses und das Weiterbranden. „Auf jede Brandfläche kann der Hauptmann nicht Gendarmen stellen! Und wenn abgestockt ist, kann auch kein Minister die Bäum' wieder zusammenleimen. Das Holz, der Wald gehört uns!" Lautes Gejohle bekundet eine gewaltige Mehrheit für diesen Vorschlag. Soweit in der qualmerfüllten Zechstube noch Raum vorhanden, ist dieser inzwischen auch von den Altbauern besetzt worden, die

eine Zeit lang den Vorschlägen zuhören, dann aber die grauen Köpfe schütteln. Der alte Bauer von vorhin ist es, der, auf einen Tisch springend, Ruhe gebietet. Es dauert eine Weile, bis die Schreier niedergezischt sind. Dann hebt das alte eisgraue Männlein an: „Seid's g'scheidt, Männer! Was da vorgeschlagen wird, ist unsinniges G'schwätz! Probiert es nur, werft dem Hauptmann die Fenster ein, hernach haben wir 24 Stunden später Strafeinquartierung in jedem Hof und die Skandalmacher wandern ins Zuchthaus. Mit dem „Brand" aber ist es erst recht nichts! Was der Pfarrer sagt, wird doch noch das Beste sein! Ich meine, wir fordern unsern Abgeordneten auf, er soll nach Bruck kommen; dort sagen wir ihm unsere Meinung. Er muß draußen in Wien alles in Bewegung setzen, auf daß die bockbeinigen Großkopfeten uns den „Brand" wieder freigeben. Er soll ihnen nur sagen, daß, solange das „Brand"verbot dauert, wir keine Steuern mehr bezahlen können. Das wird ihnen am ehesten einleuchten, mein' ich!"

Das leuchtet auch den Jungen ein, die nun johlen: „Wir zahlen nix mehr! Der Alte hat recht!"

Besorgt um die Zeche, kreischt, im völligen Mißverständnis der Sache, die dralle Kellnerin dazwischen: „Das wär' noch das Schönere! Was? Nix mehr zahlen wollt ihr, ihr Lumpen!"

Ein wieherndes Gelächter erdröhnt, alles brüllt vor

Vergnügen über dieses Mißverständnis. Und wie die puterrote Kellnerin dem nächstbesten Bauern, der gar nichts verzehrt hat, den Hut vom Kopf zieht als Pfand, da trampelt alles mit den Füßen, der Ernst der Situation ist verflogen, die Bauern johlen, und handfeste Burschen heben die zeternde Kellnerin in die Höhe und tragen sie durch die Stube hinaus in den Flur, wo die Dirn kreischend um Hilfe ruft.

Besorgt kommt der Sternwirt hereingesprungen, um nach der Ursache des Lärmes zu forschen. Als er Aufklärung erhalten hat, lacht auch er hellauf, und das Zechgelage nimmt seinen Fortgang bis zur Mittagstunde, in welcher Jungbauern und Altbauern nach bereinigter Zeche ihren Höfen und Einöden zustapfen. Nur zwei bleiben sitzen in der qualmigen Stube, der Grabenendbauer Seraph Rackl, dem das viele Bier schon aus den Augen schaut, und der Holzhändler Baumer von Bruck, der aalglatt sich dem blödguckenden Grabenendbauern nähert und ein flüsterndes Gespräch beginnt. Eifrig redet der städtisch gekleidete Händler dem Bauer zu, hält dann inne, um ihm Zeit zur Antwort zu lassen, die freilich enttäuschend genug lautet: „Was hast g'sagt? Ich hab' kein Wort verstanden! Red' lauter!"

Das will nun aber der Händler just nicht, da die Kellnerin noch in der Stube ist und die Biergläser wäscht.

„Komm mit heraus! Im Freien redet sich's leichter!" meint der Händler.

„Ich mag aber noch nicht heimgehen! Komm noch früh genug in mein Trübsal daheim!"

„Na, dann bleiben wir halt sitzen! He, Kellnerin, bring' uns einen Liter Rackersburger!"

„Gleich, Herr Baumer!" erwidert die Kellnerin und eilt in den Keller.

Der Händler benutzt ihre Entfernung und redet eifrig in Rackl hinein. „Helfen will ich dir! Schlag' den Wald los, ich zahle baar aus, und deine Geldnot hat ein Ende!"

„Ich mag nicht! Ich kann nicht! Es ist mein letztes Waldstückl! Wennst mir helfen willst, dann gieb mir das Geld auf Borg!"

„Da müßt' ich aber schon höllisch dumm sein! Dir Geld auf Borg geben, zu dumm das! Keine Zinsen und das Kapital wär' auch hin? Hast schon die größten Bloche durch die Gurgel rinnen lassen! Meine Banknoten würden den gleichen Weg nehmen!"

„Den Wald verkauf' ich nicht!"

„Wirst ihn schon hergeben müssen! Die Hypothek ist dir gekündigt! Das Steueramt wartet auch nimmer länger! Dazu das neue Brandverbot! Wirst 'n hergeben müssen!"

„Woher weißt denn du, daß mir die Hypothek gekündigt ist?"

Das Eintreten der Kellnerin überhebt den Händler der Antwort. Baumer füllt die Gläser und will mit Rackl anstoßen; doch dieser beachtet diese Aufforderung nicht und gießt das Glas voll Wein auf einen Zug hinunter.

„Sakra! Dir pressiert es aber, Rackl!“

„Ist ein gutes Tröpfel! Sell kann nicht schnell genug in die Gurgel rinnen!“

„Hast schon recht! Gieb her das Glas, ich will dir einschenken!“

Rasch leert Rackl hintereinander mehrere Gläser Wein, und bald ist die Wirkung wahrzunehmen. Der Grabenendbauer lallt vor sich hin und versucht einen Jodler zu krächzen, worüber die Kellnerin hochvergnügt hell auflacht. Baumer schickt die Dirn um Cigarren zum Krämer, um sie auf einige Zeit loszuwerden, und beginnt erneut Rackl zu bearbeiten. Kaum aber legt er mit seinem Kaufanliegen los, ist der Bauer wieder merkwürdig hell, und ein unverkennbares Mißtrauen spricht aus seinem aufgedunsenen Gesicht.

Ob des Schweigens seines Zechgenossen verwundert, beguckt ihn Baumer eine Weile; es ist offenbar noch immer verfrüht, mit schwerem Geschütz aufzufahren, der zähe Kumpan wird noch eine Weile traktiert werden müssen, bis er nachgiebt. Draußen auf der sonnen=

beglänzten Dorfstraße schreitet ein Mann mit einer Dienstkappe vorüber. Baumer fragt augenblicklich: „Hast ihn gesehen, Rackl?"

„Wen?"

„Den Gerichtsvollzieher! Der geht gewiß in den Graben zum Pfänden!"

„Sakra!"

„Ja, ja! Es ist schon so! Er geht grabeneinwärts! Vielleicht gar zu dir?!"

„Der Teufel soll ihn holen! Geht er wirklich grabeneinwärts?"

„Schau nur selber! Er ist schon durchs Dorf marschiert; schnurstracks geht er hinein zum Grabenend!"

„Verdammt! Der Besuch gilt meinem Hof!"

Lauernd wirft jetzt der Händler ein: „Na, wie wär's, wenn du dem Mann zahlen thätest...?"

„Zahl', wenn du keinen lucketen Sechser im Beutel hast!"

„Ich zahl' dir den Wald bar aus; was kostet er?"

„Hm! Zahlst wirklich bar aus?"

Baumer langt die umfangreiche Brieftasche aus der Joppe und schlägt sie auf, so daß Rackl die Banknoten wahrnehmen kann, und sagt: „Bargeld auf den letzten Kreuzer!"

„Das wär' alles schön und recht! Aber unsereiner

ist allemal petschiert beim „Überhapsverkaufen“,[1]) und den Profit hat der Holzwurm!“

„Ach, beileib nicht! Ich will deinen Schaden nicht!“

„Man kennt dich schon; ein Holzhändler schaut immer nur auf seinen Profit, und dem Waldbauer wird das Fell über die Ohren gezogen!“

„Kannst ja den Preis bestimmen! Wie groß ist der Waldgrund?“

„Werden wohl etwas eineinhalb Joch sein!“

„Das kann stimmen! Und so etwas wie $^2/_3$ Fichten und $^1/_3$ Lärchen!“

„So? So genau weißt du das, Holzwurm! Du mußt den Grund schon sakrisch genau angeschaut haben!“

Baumer lacht. „No, ich werde doch die Katz' nicht im Sack kaufen! Du schaust dir gewiß auch ein Stück Feld oder Wiese vorher an, eh' du das schöne Geld dafür hergiebst!“

„Sell schon wohl auch!“

„No, also! Dein Grund wird geben etwa 20 Festmeter Schwachbloche, das Gleiche Grubenholz, Kohlholz

---

[1]) Hierunter versteht man den Verkauf des Holzes am Stock und zwar entweder um einen Pauschalbetrag ohne genaues Abmessen der Holzmenge, oder es wird einfach festgesetzt, daß nach vollzogener Schlägerung die Holzmessung zu erfolgen habe, und daß der Verkäufer für den Kubikmeter einen gewissen Preis erhalte, wobei von einer Klassifizierung des Holzes (Nutz-, Brenn- oder Kohlholz) nach dem Werte natürlich Umgang genommen wird.

das Doppelte; Starkholz wird freilich wenig sein in der Lärchenbestockung!“

„Genug ist da, die stärksten Bloche, sag' ich dir! Ich seh' schon, du willst mich petschieren!“

„Keinen Schein! Glaub' doch das nicht!“

„Na, so sag: Wieviel starkes Holz ist in den Lärchen?“

„Wird nicht viel über zehn Festmeter sein —!“

„Zwanzig sind es gewiß!“

„Na, meinetwegen! Aber in den Fichten giebt es keine zwanzig!“

„Du bist ein Lump! Vierzig sind es, darauf schwör' ich das schwerste Jurament!“

„Schwör' lieber nicht! Ein Meineid ist geschwind geschworen, und 's Zuchthaus ist fertig! Und ihr Bauern versteht den Pfifferling vom Holzschätzen!“

„Kann schon sein! Kauf' du das Holz, wo du willst, meines ist nicht feil!“

„Na, schütt' 's Kind nur nicht gleich mit der Wanne aus! Weißt was: Ich kaufe ausnahmsweise nach der Forstschätzung, kannst das Holz durch den Verwalter taxieren lassen, aber auf deine Kosten. Ich nehm' das starke und schwache Nutzholz und das Grubenholz! Und zahl' dir den Schätzungspreis!“

„Und das Kohlholz kann ich hernach auf den Hut stecken!“

„Auch! Kannst es ja an die Gewerke verkaufen, und für den Winter wirst wohl auch Brennholz brauchen. Also willst?"

„Wieviel giebst mir Leihkauf?"

„Hundert Gulden auf die Hand! Fünfzig Reugeld!"

„Und den Rest zahlst bar nach der Schätzung?"

„Ja! Ein Mann ein Wort!"

„Na, dann zähl' auf!"

Gemächlich zählt Baumer die hundert Gulden auf; Rackl überzählt die Scheine, steckt sie dann geschäftig ein und sagt dann: „So, das Geschäft wär' soweit abgemacht! Dir muß aber doch wohl viel daran liegen, gerade meinen Wald zu kriegen? So viel spann' ich schon! Ein Holzwurm und nach der Forstschätzung kaufen, da steckt was dahinter!"

„Kannst schon recht haben! Weil du es schier erraten hast, sollst es ganz wissen: Weißt, ich hab' eine Akkordlieferung und zu wenig Blochholz beisammen!"

„Ah, so wohl! Da wirst es wohl eilig haben mit der Schlägerung?"

„Freilich! Aber dir kann's ja gleich sein, sobald du dein Geld hast!"

„Also du zahlst aus, wie das Holz liegt?!"

„Ja, abgemacht!"

„B'hüet Gott!" wünscht Rackl, zahlt im Flur der Kellnerin die Zeche und schiebt dann eilig seinem entlegenen Hofe am Grabenende zu, um dort durch eine Teilzahlung die Pfändung aufzuhalten. Der Holzhändler lacht dem Bauer spöttisch nach.

## III.

Wo der Graben ein Knie bildet, um dann gegen Osten sich zum Ende, zum Thalschluß, hinanzuziehen, liegt auf einer Lärchenrodung ziemlich hoch oben auf dem Steilhang, der zu einem kleinen Feld nutzbar gemacht worden ist, ein kleiner Einödhof, genannt zum „Lärcher". Wenn unter den Grabenbauern je das Wort „Lärcher" fällt, zucken die Bessersituierten allemal die Achseln zum Zeichen der Geringschätzung, denn die Lärcheneinöde ist wohl der schlechteste Kleinbesitz im ganzen Graben, und der darauf sitzende Feicher rangiert zu den Keuschlern, er ist der mindeste unter der Grabenbevölkerung. Wäre der Lärcher jung und in der Lage, sich unter den Leuten zu bewegen, die Geringschätzung würde ihn sicher schmerzen; aber so ist der Einöder ein gichtkrankes Männlein, hoch in die siebzig Jahre alt, an die Scholle gebannt durch sein körperliches Leiden, und wenn er je auf einige Stunden in der Lage ist, mühselig aus dem Kleinhof zu humpeln,

so vermag er sich mit der Harke, die den Pflug ersetzen muß, höchstens zum steinigen Feld am Hang zu schleppen, um mit schwachen Kräften die Arbeit zu bethätigen. Ihm hilft dabei seine Tochter Stanzi, eine kräftige Blondine, das letzte, ihm am Leben gebliebene Kind, das ihm seit Mutters Heimgang das mehr als bescheidene, dürftige Hauswesen führt und ihn pflegt, wenn er, von Gicht-schmerzen gepeinigt, krank zu Bette liegt. So klein ist der Grundbesitz auf der Lärcheneinöde, daß er keine Kuh zu ernähren vermag; der kleine Stall beherbergt zur Nachtzeit lediglich einige Ziegen. Mager ist dementsprechend die Kost beim Lärcher, leer Kasten und Truhen; verfallen das winzige Gehöft, die Not schaut aus allen Fugen heraus.

Wenn trotz der Not und Armut froher Gesang manchmal aus dem Häuschen tönt und die Schwälbchen munter dazu zwitschern, so ist's dem Frohmut, der Genügsamkeit der Lärchentochter zuzuschreiben, die den trockenen Sterz[1]) tapfer hinunterwürgt nnd gleich darauf das karge Mahl würzt durch ein trällernd Liedchen. Manchmal freilich verstummt auch Stanzi gleich den Waldvögelein aus Sorge und Angst, wenn der arme alte Vater jammernd vor Schmerzen zu Bette liegt, um Hilfe fleht und Stanzi ratlos in der verrußten Stube

---

[1]) Steierische Nationalspeise im Gebirge.

steht. Wie gern möchte sie helfen! Wie aber die Schmerzen lindern? Gicht will warm behandelt werden. Stanzi hat bei hellstem, wärmstem Sonnenschein den Ofen schier zum Glühen gebracht, den kleinen Holzvorrat geplündert und dennoch klagte der Vater über Frost und Kälte. Und des öfteren ist es vorgekommen, daß der Alte um ein Gläschen wärmenden Schnaps bat und kein Tropfen sich im Einödhof fand. Woher auch Schnaps nehmen, wenn nichts zu brennen und kein Bargeld vorhanden ist. Der kleine Brennkessel ist seit Jahr und Tag verstaubt und verrostet außer Dienst gestellt, und der letzte Krug Vogelbeerbranntwein enthält seit Monaten keinen Tropfen. Es giebt auf der Einöde keinen Haustrunk mehr, und Ziegenmilch ist die Nahrung Tag für Tag. Mit wachsender Besorgnis hat Stanzi das Schwinden des Mehlvorrates wahrgenommen; die letzte Anschaffung konnte sie nur durch den Verkauf ihres Firmthalers bewerkstelligen, der Vater hat keinen Gulden im ganzen Vermögen. Und jetzt sind etwa noch 7—8 Liter Mehl im Vorrat. Was dann wird, das vermag sich Stanzi nicht in Gedanken auszumalen. Doch schon in der nächsten Minute tröstet sich das Mädchen mit dem Bibelworte, daß Gott der Herr ja auch die Spatzen nähret, also werde der Himmelvater auch die Lärcherleute nicht verhungern lassen, wasmaßen die Ziegen ja auch noch am Leben sind und des Abends ihr volles Gesäuge nahrhafte Milch spendet.

Solange die Sonne lachte, trillerte denn auch Stanzi vergnügt in den warmen Tag hinein und verrichtete fleißig die nie ruhende Arbeit in Haus und Feld. Aber bald folgten böse, kalte Regentage, und den Wettersturm empfand der alte Vater in den Gliedern schwer; die heillose Gicht bereitete ihm maßlose Schmerzen, und schlimmer denn je lag er in seinem dürftigen Bette, wimmernd, fluchend, betend, den Tod herbeiwünschend, auf daß all die Erdennot ein Ende nehme. Stanzi suchte den Vater nach Kräften besser zu betten, ihn zu trösten; sie hielt ihm vor, daß es sündhaft sei, den Tod herbeizuwünschen, und daß mancher noch viel größere Schmerzen zu erdulden habe.

Hüstelnd wehrt der Greis das Gerede ab: „Mit 77 Jahren ist man alt genug, um ans Ende zu denken! Ich habe lang und schlecht genug gelebt; für den Mann mit der Sense ist's Zeit, auf die Einöd' zu kommen!" Und dann jammert der Alte herzzerbrechend vor Schmerz... Dieser Anblick macht der armen Stanzi das Herz krampfen. Wie nur so viel Not, Elend und Leid in ein einziges Haus kommen können!

Der heulende Wind wirft Graupeln und Regen an die klappernden, erblindeten Scheiben der Krankenstube; der Sturm fegt über die Rodung, rüttelt im morschen Gespärr und reißt trotz der Steinbeschwerung die Schindeln aus dem Dache, die klappernd in die Lüfte fahren.

„Wir kriegen Schnee, verdammten Schnee, ich spür's in allen Gliedern!" wimmert der Gichtkranke. „Stanzi!"

„Was willst, Vaterl?"

„Stanzi! Ich bitt' dich um Christi willen, brenn' einen Schnaps zum Einreiben! Ich halt's nimmer länger aus vor Schmerzen! Das Reißen ist zu arg! Brenn' einen Schnaps zum Einreiben!" fleht der Greis und faltet die dürren knöchrigen Hände zum Gebet.

Thränen perlen aus Stanzis Augen, mit zuckenden Lippen spricht sie: „Gleich, Vaterl! nur ein Weilchen Geduld! Ich will gleich anfangen, bis abends hast den ‚Geist', mit dem ich dich einreiben werde!"

Nach Verlassen der Stube ist's mit Stanzis mühsam bewahrter Ruhe aus; vor dem Vater wollte sie nicht zeigen, wie die Bitte sie schmerzt. Aus Mehl soll sie brennen und davon ist so wenig im Haus! Nimmt sie diesen kärglichen Rest zum Schnapsbrennen, was dann? Aber gleichviel: der Vater soll nicht länger die Schmerzen erdulden. Freilich viel Einreibschnaps wird nicht gewonnen werden können, und es wird mehr Feuerung kosten, als der Schnaps wert ist.

Stanzi schleppt den Brennkessel in den kleinen Anbau, wo in früheren Zeiten gemaischt und dann gebrannt worden ist.

Der Kessel wird hurtig gereinigt, des Staubes entledigt; achtlos reißt Stanzi das amtliche Siegel ab, richtet

Feuerung zurecht und opfert fünf Liter Mehl zur Maische. Eine Stunde später ist der Brennprozeß im Gang, und das Mädchen verbringt die Zeit am Kessel, springt aber auf kurze Augenblicke zum Trösten in die Krankenstube.

Der Sturm hat sich etwas gelegt; es braust weniger stark auf der Rodung. Im ziehenden Wind schütteln sich die Lärchen und Fichten das lästige Naß von den Ästen, und klatschend fallen die schweren Tropfen am Waldboden auf. Wasseradern zischen schlangengleich über den Hang und führen Waldstreu und Humus zur Tiefe. Auf dem durchweichten schlechten Pfad, der von der Grabensohle zur Rodung heraufführt, steigt langsam und sicher ein Finanzwachaufseher in dunkelgrüner Uniform mit Gewehr und Bajonett bewaffnet zur Höhe. Es ist der „Finanzer" Schnapper, den es im Turnus traf, im Graben Dienst durch Kontrolle der Kesselsiegel ꝛc. zu machen und sonst in den Gehöften zu revidieren, ob gemäß der Gesetzesvorschriften über Branntweinerzeugung und Versteuerung vorgegangen wird. Es ist ein harter Dienst, dessen treue Erfüllung bei den solche Kontrolle als Belästigung empfindenden Bauern niemals Freundschaft erwirbt und nichts als Haß und Verunglimpfung einträgt. Aber Pflicht bleibt Pflicht, und der Staat muß bezüglich der Branntweinsteuer strenge Kontrolle üben. Wer den Diensteid geschworen, darf sich durch nichts von der Diensterfüllung abhalten lassen. Schnapper, ein

ebenmäßig gebauter junger Mann von etwa 27 Jahren von bleicher Gesichtsfarbe, mit einem dunkeln Schnurrbart auf der Oberlippe, hat tagsüber Gehöft auf Gehöft im Graben besucht und die Brennkessel in Bezug auf unverletzte Siegel inspiciert. Überall hat man ihn als verhaßten Eindringling mit scheelen Augen angesehen und notgedrungen Einlaß gewährt und die Kessel gezeigt. Schnapper revidierte dann auch die Steuerbogen auf ihre Giltigkeit zur steuerfreien Schnapsbrennung innerhalb der gesetzlichen Frist. Da für die Grabenbauern jetzt keine Brennzeit ist, fand Schnapper überall Kessel und Bogen in Ordnung und wickelte sich die Kontrolle rasch und leicht ab. So war er ans Grabeneck gekommen, als der Sturm losbrach; in einem leeren Heuschober wartete er das ärgste Unwetter ab und überlegte indessen, ob es sich verlohne, den Kontrollgang auch noch zum Grabende auszudehnen. Es ist anzunehmen, daß auch der Bauer Rackl nicht brennt, und ist dem so, dann wäre ein schönes Stück groben Weges für heute erspart. Und da fällt dem wartenden Finanzer bei, daß der „Lärcher“ auch noch zu besuchen sei. Der Alte wird sicher nicht brennen; der Dienstgang und beschwerliche Aufstieg ist völlig überflüssig; aber der lieben Stanzi guten Abend zu sagen, das wäre doch den Aufstieg wert. Sie sehen sich ja so gerne, der Schnapper und die blonde Stanzi, und wenn die Aussichten eines Finanzwachaufsehers nicht gar so

trübe wären, könnte wohl an einen Bund fürs Leben gedacht werden. Einstweilen hat Schnapper nichts als seinen kargen Monatsgehalt von einigen dreißig Gulden, sie aber hat gar nichts, als den gichtkranken Vater und den verschuldeten Einödhof. Eine glänzende Partie macht Schnapper also nicht, wenn es zum Heiraten kommt, wozu die Finanzbezirksdirektion in Bruck noch ein gewaltiges Wort dreinzureden hätte. Aber das Herz zieht den jungen Mann in der grünen Uniform und mit der schweren Pflicht belastet doch so inniglich zu dem mutig seine Not tragenden Mädchen auf der Einöd, als lägen auf der Rodung blitzende Dukaten in den wurmstichigen Truhen. Wie das Unwetter sich etwas verzogen, ist Schnapper einig mit sich, daß er statt zum Grabenende zum „Lärcher" emporsteigt, und in der nächsten Minute ist er auch schon auf dem zur Rodung hinaufziehenden Pfad.

Stanzi ist so eifrig bei der Brennarbeit, daß sie den von weitem gebotenen treuherzigen Gruß des herangekommenen Aufsehers überhörte. Schnapper ist indes beim Anblick des in Thätigkeit gesetzten Brennkessels rot und bleich zugleich geworden, und vor Überraschung steht ihm der Mund offen.

Jetzt blickt Stanzi auf, und ein Schrei entfährt ihrer Kehle. So gern sie den jungen Mann sonst gesehen, heute ist ihr der Finanzer zum Schrecken, und aus ihrem Gesicht spricht auch Angst und Sorge. Hat Stanzi achtlos

das Siegel vom Kessel entfernt, so fällt ihr beim Anblick des Aufsehers siedheiß bei, daß jegliches Brennen acht Tage vorher angemeldet, das Siegel von den Organen der Finanzbehörde entfernt werden muß. Das hat Stanzi vergessen zu thun, es war ja auch gar keine Zeit dazu, und daß schwere Strafe die Folge des verbotenen Schnapsbrennens sein muß, das ist dem Mädchen jetzt klar. Daher der Schreckensruf. Dem Finanzer ist der Gruß im Halse stecken geblieben; beide stehen einander wie versteinert gegenüber. Schnapper wollte zu Stanzi in Heingarten (auf Besuch) kommen, und findet sie in einer strafbaren Handlung begriffen. Wie weh ihm ums Herz ist! Er ringt nach Worten, die mild sein sollten, aber der Ernst der Situation fordert sein Recht. Hier gilt die Pflicht, der Dienst, und nichts anderes!

Schmerzbewegt stammelt der Finanzer: „Stanzi! Um Himmelswillen, was hast du gethan!"

„Erich, du? Ach Gott, hab' Erbarmen! Der Vater hat das Reißen so fürchterlich — nur ein bisserl Schnaps zum Gliedereinreiben hab' ich 'brennt! Sei barmherzig! Schau, nur das bisserl, es ist knapp ein Halbliter schlechter Mehlschnaps — bloß zum Einreiben!"

Wehmütig weist der Beamte darauf hin, daß es nach dem Gesetz gleichgiltig sei, zu welchem Zweck Schnaps gebrannt werde. Weich werdend fragt Schnapper: „Hast denn ganz auf die Vorschriften vergessen, Stanzi?"

Schluchzend, die Hände vorm Gesicht, nickt das Mädchen.

„Das wird eine böse Sache werden! Und ich, Unglücklicher, muß gerade heute heraufkommen! Oh, wäre ich doch ins Grabenend' gegangen!"

„Hab' Erbarmen!" fleht Stanzi und hebt die Hände empor.

„Mach' mir die Pflicht nicht noch schwerer, als sie schon ist! Ich muß Anzeige machen! Thät' ich's nicht, und es käme auf, ich käm' in schwere Strafe und verlier' meine Stellung!"

„Hab' Erbarmen, Erich! Schau nur das bisserl Schnaps zum Einreiben! Und der Vater ist so krank! O, wenn du mich gern hast — bei unserer Liebe, verrat' uns nicht! Sei barmherzig!"

„Ob ich dich gern habe?! O, frag' mich nicht! Mein Leben gehört dir! Aber die Pflicht! Willst du mich pflichtvergessen, eidbrüchig sehen? Ein Lump, ein Schuft wäre ich bei solcher Pflichtverletzung! Der Eid, der fürchterliche Eid! Ich kann nicht anders! Reib' den Vater ein! Ich will dem Kessel das neue Siegel anlegen! Aber Anzeige muß ich erstatten!"

Stanzi wirft sich auf die Kniee, umklammert den Aufseher und schluchzt verzweiflungsvoll. Von Mitleid übermannt hebt Erich das Mädchen zu sich herauf und beruhigt es, so gut er es vermag. Doch Stanzi ist vor

Angst und Schrecken zu erregt, von Verzweiflung erfaßt, daß die Worte Erichs unverstanden bleiben. Sie stammelt nur in abgerissenen Sätzen: „Verloren, alles verloren! Sie werden uns — vom Hof vertreiben! Verloren die Heimat — der Vater wird vor Schrecken sterben!“

Stanzi schlägt eine gellende Lache auf; betroffen läßt Schnapper das Mädchen aus den Armen los, ihm wird unheimlich. Sollte Stanzi aus Verzweiflung den Verstand verloren haben.

„Großer Gott! Stanzi! Liebe, gute Stanzi! Lass' dir sagen!“

Das Mädchen lacht noch immer unheimlich vor sich hin.

Am Saum des nahen Waldes steht seit geraumer Zeit der Holzhändler Baumer, der, von einer Besichtigung des Racklwaldes kommend, den Weg über die Rodung genommen, um beim nächsten Bauer Kaufunterhandlungen einzuleiten. Das laute Sprechen des Paares weckte seine Neugierde; er schlich näher, verbarg sich hinter einem Wachholdergesträuch und horchte nun auf jedes Wort. Bald hat Baumer die Ursache des Gejammers erraten, und gespannt folgt er der Weiterentwicklung der für Lärchers allerdings recht bedenklichen Situation.

Schnapper erfaßt Grauen, eine wilde Angst befällt ihn; es drehen sich seine Gedanken im Kreise blitzschnell. Ein, zwei Menschenleben stehen in Gefahr — das ist das

bißchen straffälliger Schnaps nicht wert. Bebend vor Angst, zärtlich spricht Erich auf das Mädchen ein: „Stanzi! Komm zu dir! Es soll nichts erfolgen! Hörst du, mein Lieb! Ich mache keine Anzeige! Pfleg' den Vater! Reib' ihm die Glieder ein! Es geschieht euch nichts! Hörst du?"

Wie von einem furchtbaren Bann gelöst, hat sich Stanzi aufgerichtet; der klare Verstand kehrt wieder, sie erfaßt das gesprochene Wort, aufjubelnd wirft sie sich an Erichs Brust und küßt ihn in herzinnigster Dankbarkeit. „Gerettet! Gerettet!"

Kaum vermag Erich die stürmischen Liebkosungen abzuwehren; schon liegt sein Gewehr am Boden, Stanzi wird ihm vor Freude und Glückseligkeit noch die Uniform vom Leibe reißen.

„Geh' nun zum Vater, Stanzi! Reib' ihn ein! Ich versiegle indes den Kessel! Lass' mir aber fürder das Siegel in Ruh'! Gott sei mit dir! Er stehe auch mir bei! Gott geb' es, daß nichts aufkommt, sonst sind wir alle verloren!"

„Also du zeigst uns nicht an, Erich?"

„Nein, mein Herz! Leb' wohl!"

Ein inniger Kuß, und Stanzi wirbelt in die Stube hinein. Rasch bringt Schnapper das neue Papiersiegel am Kessel an, packt sein Gewehr und eilt den Pfad hinunter.

Dem Unwetter ist ein friedlicher Abend gefolgt; die Fichten und Lärchen flüstern im schwachen Wind, hier und da tropft es noch aus dem Geäst, und just bekommt Baumer unter einer Schirmtanne noch eine Ladung himmlischen Nasses auf den Leib geschüttet. Ärgerlich springt er hinter dem Wachholdergestrüpp hervor; dann aber überlegt er, ob das eben Belauschte ausgenützt werden solle oder nicht. Die hübsche Blondine wäre eines Angriffes wert, um so mehr, als sie ihr Herz einem Finanzer geschenkt, jener Menschengattung, die dem Händler aus vielerlei Gründen verhaßt ist. Stanzi jenem Grünspecht abspenstig zu machen, sie dem Finanzer wegzufangen, das wäre ein apartes Vergnügen. Baumer will eben in das Haus treten, da kommt die Stanzi heraus, um den Brennkessel zu holen. Fast prallen beide aneinander. „Oha, nicht so gach!“ ruft Baumer und schickt sich an, Stanzi mit den Armen zu umfangen. Das Mädchen weicht zurück, mustert den Holzhändler, so gut es in der Dämmerung noch möglich ist, und wehrt den zudringlichen Menschen ab: „Was willst? Wir zwei haben nichts miteinander zu thun! Drei Schritt' vom Leib, oder fünf Finger im Gesicht!“

Baumer lacht höhnisch auf: „So gefallst mir, Mädel! Resch und fesch! Just so ein resolutes Menscherl hab' ich mir immer gewünscht! Wie wär's, bandeln wir an? Sollst es gut haben bei mir!“

„Weg von mir, sag' ich! Das fehlte mir bloß noch! Nimm die Füß' unter die Achsel, Holzwurm, oder ich mach' dir Füß'!"

„Nicht so hitzig, Mädel! Und hör' zu: Entweder jetzt geschwind einen Schmatz und sonst noch was dazu gehört, oder ich pressiere —"

„Pressier' nur zu, eckliger Holzwurm!"

„Willst nicht?"

„Nein!"

„Überleg' dir's, Stanzi!"

„Hab' gar nichts zu überlegen! Pack' dich fort!"

Baumer tritt näher, und plötzlich umklammert er das volle üppige Mädchen mit seinen Armen in wilder Sinneslust. Gierig sucht er Stanzis Mund mit seinen Lippen zu erreichen, doch kräftig wehrt sich das Mädchen und stößt den Wüstling zurück.

„Ich will dich aber haben, sprödes Ding!" keucht Baumer und vollführt einen neuen Angriff.

Schwapp hat er einen kräftigen Hieb im Gesicht, daß es nur so klatscht.

„Das sollst mir büßen, verdammtes BetteldING! Dir werd' ich das Schnapsbrennen samt deinem saubern Finanzer ankreiden! Du wirst an mich denken!"

Fluchend entfernt sich Baumer auf dem Gangsteig zur Grabensohle, und bestürzt blickt Stanzi ihm nach. Die Drohung läßt sie erkennen, daß der Wüstling den

Vorgang beobachtet hat, und daß jetzt seine Rache zu gewärtigen ist. Bittere Sorge erfüllt Stanzis Brust. Stumm treibt das Mädchen die Ziegen in den Stall und kehrt dann in die Stube zurück. Ein Trost ist Stanzi nach all den Aufregungen des heutigen Tages doch noch geworden: der Vater schlummert ruhig; der Schnaps hat nach bethätigter Einreibung seine Wirkung gethan, Vaters Schmerzen haben nachgelassen. Was aber wird nachfolgen, wenn der teuflische Mädchenjäger seine Drohung ausführt? Mit bangen Gefühlen begiebt sich Stanzi zur Ruhe.

* * *

So wenig der Holzhändler sonst von Spruchweisheit eine Ahnung hat, jenes Sprichwort kennt er, das weise sagt: Man soll das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und dementsprechend kehrt er jeglichen Tag auf dem Wege vom Feichtkogel, wo er den Grabenendbauern-Wald mit unheimlicher Eile schlägern läßt, im „Lärcher" zu und besucht den Alten, um Gelegenheit zur Annäherung an Stanzi zu gewinnen. Wohl zeigt der Feicher unverhohlenes Mißtrauen gegen den Holzhändler, der auch als Güterzertrümmerer üblen Ruf genießt, doch die gut zur Schau getragene Anteilnahme, verbunden mit einer Geldspende zur Beschaffung nahrhafter Kost und belebenden

Rotweines, besänftigt den Alten rasch und verwandelt das Mißtrauen in aufrichtiges Dankgefühl. Nur Stanzi traut dem Besucher nicht und weicht ihm aus, wo sie nur kann. Das Mädchen in Gegenwart des gichtbrüchigen Alten zu sprechen, ist auch gar nicht die Absicht Baumers, der die Besuche beim Alten aufgiebt, wie er merkt, daß sich Stanzi während seiner Anwesenheit in der Stube außerhalb derselben aufhält. Demgemäß bleibt auch Baumer bei seinem nächsten abendlichen Besuch im Freien und hält auf der Bank vor dem Hause Rast. Nicht lange darauf tritt Stanzi heraus, um Holz zu holen, denn der Vater friert in der Stube. So weich als möglich ruft Baumer: „Stanzi! Sei wieder gut! Ich hab' mit dir zu reden!"

Wie von einer Schlange gebissen, zuckt das Mädchen zusammen und prallt erschrocken zurück. Diese Stimme kennt Stanzi augenblicklich, wiewohl in der Dunkelheit der Rufer nicht zu erkennen ist. Schon hat sie eine scharfe Zurückweisung auf der Zunge, doch hält sie an; blitzartig kommt ihr der Gedanke, daß es klüger sei, den Mitwisser nicht schroff zu behandeln. Zögernd fragt Stanzi: „Was willst, Holzhändler?"

„Du kennst mich an der Stimme, das ist ein gutes Zeichen! Setze dich her auf die Bank und hör' mir zu! Sei ohne Sorge, ich will dir nichts Schlechtes!"

Stanzi ist wohl näher getreten, doch bleibt sie stehen

und erwidert: „Ob gut oder schlecht, ich will nichts von dir!“

„Nu nu, sei nur nicht gleich wieder obenaus hui! Schau, Stanzi! Mir thut es so leid, daß ich neulich die Drohung ausgestoßen habe im Zorn! Du brauchst aber nichts zu fürchten; ich sag' nichts! Es ist ja auch nur ein Zufall gewesen, daß ich dazu gekommen bin, als ihr just den Streit hattet wegen des Brennkessels und des Amtssiegels. Ohne es zu wollen, hab' ich alles mitangehört. Und deswegen brauchst du mir nicht gram zu sein, daß ich in dich verbrennt bin! Schau, ich kann ja nichts dafür! Ich gäb' meinen ganzen Reichtum hin für dich! Du hast mir's angethan! Ich mein', ich kann gar nimmer leben ohne dich! Und wahrlich, ich will dich auf den Händen tragen! Will mit dir fortziehen in die Stadt! Du sollst feine Kleider, Pferde und Wagen haben, eine noble Dame sollst du werden!“

„Hör' auf mit dem albernen Geschwätz!“

„Gewiß und wahrhaftig! Und was der Finanzer von dir will, das will ich auch: Ich will dich heiraten!“

Unwillkürlich hat es Stanzi bei diesem Wort einen Riß gegeben, den der scharfblickende listige Baumer augenblicklich wahrgenommen hat.

„Freilich heiraten! Und ich kann dir wahrhaftig ein anderes Leben bieten, als der Hungerleider von Finanzer!

Drum überleg' nicht lang, schlag' ein, und in wenigen Wochen ist Hochzeit!"

„Ja — aber —"

„Was aber — hier meine Hand — und eingeschlagen!"

„Was soll denn aus dem armen Vater werden?"

„Den kaufen wir in der Pfründe zu Bruck ein, dort hat er das schönste Leben, sorgenfrei und gut verpflegt!"

„Und das Gütl heroben?"

„Das wird verkauft! Komm her, liebe schöne Stanzi, sei lieb, gieb mir deine Hand! Ich schwör' dir's, du sollst es gut haben bei mir!"

Der Holzhändler rutscht auf der Bank näher an Stanzi, die sich während des Gespräches doch niedergelassen hatte. Kaum aber spürt sie den heißen Atem des gierigen Wüstlings, da erfaßt sie Ekel und Abscheu, die Hände zur Abwehr ausgestreckt, stößt sie hastig die Worte heraus: „Nein, nein! Hinweg mit dir, Versucher! Ich bleibe meinem Erich treu bis in den Tod!"

„Verdammte Kröte!" zischt der enttäuschte Holzhändler und ballt die Fäuste zum Dreinschlagen. Stanzi aber huscht ins Haus zurück und verriegelt die Thür.

Trüb bricht der Morgen an; schweres Gewölk verdunkelt das Firmament, ein warmer Wind streicht über die waldigen Höhen. Zeitweilig prasselt ein Strichregen hernieder. In früher Stunde ist Baumer an der Rodung

vorbeigeschlichen, aufmerksam das Einödgehöft betrachtend, gleichsam um sich zu vergewissern, ob das heraufbeschworene Unheil sich schon über Lärchers entladen hat. Das Gehöft liegt jedoch still und ruhig, kalt ist die Esse, es brennt kein Feuer im Herd; die Ziegen naschen im Jungholz, sonst ist kein Lebewesen wahrzunehmen. Eine Weile verhält Baumer sich an der Rodung, überlegend, ob er ins Haus treten, sich überzeugen soll, daß es noch von Lärchers bewohnt ist. Doch entschließt er sich weiterzugehen; er schleicht durch die Lärchenstockung bis zur Stelle, wo sich ein Blick ins Thal bietet. Aufmerksam späht der Händler in den Graben und mustert das Sträßlein mit scharfen Blicken. Ein böses Lächeln der Schadenfreude fliegt über sein von Haß und Leidenschaft durchwühltes Gesicht; das Verderben naht in Gestalt eines uniformierten Mannes in Wehr und Waffen. Ob es der Finanzer Stanzis ist? Darüber will sich Baumer noch Gewißheit verschaffen. Es ist kaum anzunehmen, daß der denunzierte Schnapper mit Überbringung des Strafbefehles betraut wurde; es wird wohl ein anderer Aufseher entsendet worden sein. Der Händler postiert sich nahe dem Steig in guter Deckung und wartet. Langsam kommt der Mann in Uniform den Pfad heraufgestiegen. Jetzt kann Baumer die Gestalt erkennen: es ist ein fremder Finanzer. Das genügt fürs erste.

Schadenfroh reibt sich der Händler die Hände; er

freut sich unbändig, daß das Gift zu wirken beginnt. In wenigen Tagen wird der Einödhof versteigert, Stanzi aus der Heimat vertrieben sein. Das muß sie mürb machen, und gedemütigt vom Schicksal, wird sie noch froh sein, seine Hilfe annehmen zu können. Vergnügt stapft der rachgierige Händler hinüber zum Feichtkogel.

Der fremde Finanzer orientiert sich, auf der Rodung angekommen, durch einen Blick auf die mitgeführte Generalstabskarte, auf welcher der Einödhof richtig eingetragen ist. Die Karte einsteckend, tritt der Beamte auf das Haus zu, öffnet die Thür und ruft in den dunklen Flur.

Stanzi kommt aus Vaters Stube heraus, erblickt die ihr wohlvertraute grüne Uniform und ruft erfreut: „Erich, grüß Gott! Das ist lieb von dir, daß du wiederkommst!“

„Wo ist der Einödbauer Johann Feicher zum „Lärcher“?“ fragt der Aufseher scharf und bestimmt.

Schon beim ersten Laut der fremden Stimme hat jäher Schreck das Mädchen erfaßt. Die scharfe Frage läßt Stanzi erschauern in einer Ahnung drohenden Unheils. Stotternd erwidert sie: „Der Vater liegt gichtkrank im Bett!“

„Führt mich zu ihm!“

Gehorsam öffnet Stanzi die Thür zu Vaters Stube und ruft hinein: „Vaterl! Ein Finanzer will mit dir reden!“ Dann giebt sie die Thüre frei, um den Aufseher

eintreten zu lassen. Sie selbst bleibt an der Thür stehen, bebend vor Angst.

Der Beamte wiederholt die Frage: „Seid Ihr der Einödbauer Johann Feicher zum „Lärcher“?“

Mit starrem Blick den Aufseher betrachtend, erwidert der Alte leise: „Ja, der bin ich!“

Jetzt knöpft der Finanzer die Uniform auf, holt ein großes Dienstschreiben aus der Tasche hervor und fragt: „Könnt Ihr lesen, Lärcher?“

„Nicht gut! Bin schon zu alt, die Augen wollen nimmer! Was bringt Ihr mir?“

„Dann soll Eure Tochter den Empfang bestätigen, hier auf dem Formular.“

Zitternd unterschreibt Stanzi den Zettel mit ungelenken Zügen.

„So! Hier habt ihr den Erlaß samt Urteil der Finanzbezirksdirektion Bruck. Die Strafe ist binnen acht Tagen in Bruck zu bezahlen, widrigenfalls die Exekution vorgenommen wird. — Ich will nun auch gleich eine Kesselrevision vornehmen. Wo ist Euer Brennkessel?“

Stanzi ist dem Umsinken nahe, es ist ihr schwarz vor den Augen; wirre Gedanken durchjagen ihren Kopf. Doch rafft sie sich auf, um den Brennkessel herbeizuschleppen, indes der Alte wie versteinert im Bette sitzt und blöd vor sich hinstarrt.

Bald hat der Aufseher das Amtssiegel gefunden.

Er fragt weiter: „Wer hat das frische Siegel angebracht?“

„Der Finanzer Schnapper!“

„Wann ist das geschehen?“

„Wie er neulich heroben war!“

„Schnapper hat Euch also beim Brennen angetroffen?“

„Ja! Es war ja nur ein kleines bisserl Schnaps für den gichtkranken Vater zum Einreiben.“

„Das kümmert mich nichts! Also Schnapper hat Euch beim Brennen ertappt?“

Stanzi vermag nur noch zu nicken. Der Gedanke, daß Erich sie trotz seines Schwures dennoch verraten und Anzeige erstattet hat, macht sie schwindeln. Sie taumelt und muß sich an der Herdecke festhalten, um nicht zu Boden zu stürzen.

Der Finanzer entfernt sich kopfschüttelnd; er begreift nicht, wie die Anzeige von anderer Seite erfolgen konnte, nachdem der Aufseher Schnapper die Defraudation persönlich entdeckte. Jedenfalls muß dieser unaufgeklärte Fall zur Anzeige gebracht werden.

Stanzi schleppt sich in die Stube, wo auf dem wackeligen alten Tisch das dicke Schreiben liegt. Der Vater hüstelt, es solle Stanzi doch das Ding aufmachen und vorlesen. Bebend sagt das Mädchen: „Vaterl, mir schwant Furchtbares! Wir sind verraten worden und in diesem Schreiben ist das Urteil enthalten, das uns vernichtet.“

„Wird doch wohl nicht sein!“ murmelt zitternd vor Angst der kranke Greis.

Stanzi überfliegt das Schreiben und schlägt eine gellende Lache der Verzweiflung auf: „Vaterl! Wir sind verurteilt, binnen acht Tagen 126 Gulden 88 Kreuzer Strafe zu zahlen! Für den halben Liter Schnaps zum Einreiben! Und keinen Sechser im Haus!“

Betäubt sinkt Stanzi zu Boden, das Schriftstück entgleitet ihren Händen.

Mit einem Weheruf läßt sich der Alte in die Kissen zurückfallen; seine blutleeren eingeschrumpften Lippen zucken, doch sie bleiben stumm. . . .

* * *

Was kein Mensch für möglich gehalten hätte, Baumer hat das Unglaubliche geleistet: Mit seiner Schar flinker Holzknechte hat er in fünf Tagen den Wald Rackls vollständig geschlägert, radikal abgeholzt. Kein Stamm steht mehr aufrecht, nur die Strünke geben ein schmerzlich Zeugnis verschwundener Waldespracht. Kreuz und quer liegen die Baumriesen, die Bloche; die Holzer sind eifrig beschäftigt, eine Erdriese zu Thal zu richten, durch welche das Holz abwärts befördert werden soll. All diese Vorkehrungen vollziehen sich mit geisterhafter Schnelligkeit; die Baumerschen Holzknechte entwickeln eine Geschwindigkeit

und Geschicklichkeit, die an Hexerei grenzt. Wie ein General steht der Holzhändler an einem vorspringenden Punkte und erteilt seine wohlerwogenen, auf praktischer Erfahrung beruhenden Befehle. In kurzer Zeit kann der Transport beginnen; die in den steil abfallenden Erdboden gegrabene Riese hat genügend Gefäll, zudem ist sie durch eingebettete Stangen besohlt, so daß das Stammholz prächtig abgeriest werden wird. Eben klettern die zur Besohlung abgeschickten Knechte durch die Riese herauf und Baumer fragt lautrufend: „Haben wir's?"

„Ja!" tönt die Antwort.

„Dann los!"

Gewandt bringen die Knechte das abzuriesende Langholz zum sogenannten Mund der Erdriese; polternd rutscht der erste entrindete Stamm ein und saust durch das Eigengewicht und das starke Gefäll getrieben die Riese hinab zum Wurf, wo er mit dumpfem Getöse auffällt. Stamm auf Stamm kollert auf diese Art zu Thal und erfüllt dasselbe mit donnerähnlichem Lärm, bis alles Holz abgerieset ist. Dann beginnt unten am Wurf das zur Seite Rollen der Stämme und die Aufschichtung zur Verladung.

Von dem Getöse angelockt, ist Rackl, der Grabenendbauer, aufgestiegen, um nachzusehen, wer denn so geschwind abrieset. Für ihn gilt es als ausgemacht, daß das Baumer unmöglich sein kann. Der Holzwurm gilt zwar für sehr

flink; aber selbst wenn er vor einigen Tagen mit der Ablägerung begonnen haben sollte, kann er heute noch nicht fertig zum Abriesen sein. Wie Rackl aber seinem Grundbesitz am Feichtkogel nahekommt und die radikal besorgte Abholzung, die nackte Bergfläche mit den Strünken, deren frische Schnittfläche weithin glänzt, erblickt, schlottern ihm die Kniee vor Überraschung, und ein kräftiger Fluch entfährt seinem Munde. Ein Teufelskerl, dieser Baumer! Der holzt die ganze Steiermark ab, bevor der Statthalter was davon hört.

Bis Rackl auf der abgeholzten Fläche ankommt, ist die Abriesung längst zu Ende, und die Knechte mit Baumer befinden sich am Wurf zu Thale. Ein wehmütiges Gefühl beschleicht den sonst gewiß nicht weichherzigen Endbauer beim Beschauen der Strünke. Sein Wald ist gewesen, er hat ausgelebt für immer. Aber jetzt soll gemessen und bar bezahlt werden. „Hab' ich den Wald nimmer, so will ich doch die Banknoten dafür!" sagt Rackl vor sich hin und springt die Erdriese hinab.

Wieherndes Gelächter der Holzknechte begrüßt den herabsausenden Bauer. „Oha, da riest noch Einer!" schreien sie vergnügt, und Baumer ruft: „Pressiert es so, Rackl?"

Mit knapper Not erfängt sich der Endbauer noch, um nicht in die Bloche zu fallen; ärgerlich über den Spott richtet er sich auf und schimpft kräftig über die Pressiererei

in der Abholzung. „Wenn ich nicht dazugekommen wär', hätt' ich morgen wohl mein Holz nimmer gesehen!" poltert Rackl auf den Holzhändler ein.

Gelassen erwidert Baumer: „Könntest schon recht haben!"

„Ja, und das Nachsehen dazu!"

„Wie meinst, Rackl?" fragt scharf der Händler.

„Ich meine wegen des Messens, wie es ausgemacht ist!"

„Hast wohl Angst um dein Geld? Brauchst keine Sorg' zu haben! Ich zahl' noch heute bar! Und wenn du messen willst, wo hast die Holzzange?"

„Ja, eine solche hab' ich nicht!"

„So, nicht! Na, es ist auch nicht nötig. Ich habe schon gemessen. Loos zu: Wir haben Lärchenes Starkholz 20 Festmeter, Schwachbloche 18, Grubenholz 18, fichtenes Starkholz 35, schwache Bloche 35, Schleifholz 20 und Grubenholz 18 Festmeter. Sind zusammen 164 Festmeter!"

„Sell langt nicht, kann nicht langen!" zetert der Endbauer.

„So, nicht? Auch recht! Dann behalt' du dein Holz, und ich behalt' mein Geld!"

„Wie meinst?"

„Wie ich gesagt habe! Du hast dein Holz, ich mein Geld! Mehr als 164 Festmeter zahl' ich nicht! Nicht einen Heller geb' ich mehr!"

„Und die Menge Kohl- und Brennholz?"

„Geht mich nichts an! Brauch' ich nicht! Hab' dir ja schon gesagt, daß ich Kohlholz nicht kaufe! Aber entscheid' dich rasch, mir pressiert's!"

„Ja, ich weiß ja gar nicht den letzten Marktpreis!"

„Das ist deine Sache! Ich weiß ihn! Doch kaufe ich, wie es mir paßt. Dreihundert Gulden geb' ich, keinen Heller mehr! Willst oder willst nicht?"

Unschlüssig steht Rackl, während die Holzknechte am Wurf die Bloche vollends zur Seite rollen.

„Es ist zu wenig, Baumer! Leg' noch zu! Du brauchst das Holz . . ."

„Und du brauchst Bargeld, das hebt sich gegenseitig auf. Schlag' ein, und ich lasse gleich verladen. Morgen muß das Holz in Bruck sein."

„Leg' noch zu!"

„Nein! Für die gezahlten hundert Gulden nehm' ich Starkholz im entsprechenden Werte! Das andere kannst ja versuchen besser anzubringen. Natürlich ziehe ich die Schichtgelder ab und halte mich an den Blochen schadlos."

Rackl sieht ein, daß alles Reden nichts nützt; er kennt den Starrkopf des Händlers gut genug, um zu wissen, daß Baumer lieber Strafe wegen Terminversäumnis zahlt, als einem Waldbauer einen höheren Preis bewilligt. So gibt Rackl denn seufzend nach und willigt ein. Baumer verbirgt seine Freude, zieht die Geldtasche

und zählt die zweihundert Gulden auf einen Bloch auf. Rackl betrachtet die Scheine mit gierig funkelnden Augen.

„Zähl' nach, Rackl, es wird stimmen!"

Sorgsam läßt der Endbauer die Banknoten durch die schwieligen Finger gleiten und zählt bedächtig. „Es ist richtig! Aber einen Fünfer könntest schon noch drauflegen für was Trinkbares! Hast Nutzen grad' genug an dem Handel!"

Baumer lacht spöttisch auf: „Nichts, nicht einen Heller geb' ich! Also abgemacht!"

Damit wendet sich der Händler zu den Knechten und befiehlt aufzuladen, wozu die Wagen teils schon bereit stehen, teils morgen früh noch kommen werden.

Rackl trottet seinem Gehöft zu, zeitweilig sich durch Betasten seiner Joppentasche versichernd, daß das Holzgeld sich noch drinnen befindet.

Baumer überwacht das Ladegeschäft bis zur Dämmerung, teilt den Knechten mit, daß morgen nach völliger Verladung ausgezahlt werde, und begiebt sich dann auf den Heimweg.

## IV.

Wie Flugfeuer hat sich die Kunde vom Brandverbot im Graben und hinauf zu den höchstgelegenen Einödhöfen verbreitet. Die Kirchgänger brachten die Hiobsbotschaft heim und trugen sie alsbald weiter, so daß alle Grabenbauern und Kleinhäusler davon Kenntnis erhielten, und der Zweck der raschen Verbreitung von der Behörde richtig erreicht wurde.

Auf den Brandhof brachte der Oberknecht diese inhaltsschwere Neuigkeit, und zwar erzählte er sie dem Hirzegger hübsch breit und bedächtig in der Erwägung, daß eine plötzliche Überraschung den hitzigen Bauer leicht zu einem Handgriff veranlassen könnte, der eine große Ähnlichkeit mit einer Ohrfeige bekäme. Also begann der Knecht nach der Begrüßung: „Bauer, ich bin wieder da!“

Hirzegger knurrt: „Das seh' ich, dummer Teufel!“

„Und in der Kirche war ich auch!“

„Das war deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit vorm Herrgott!“

„Er hat kurios 'predigt, der Pfarrer.“

„Wirst es halt nicht recht verstanden haben!“

„Kann schon sein. Den Gemeindediener hab' ich besser verstanden!“

Hirzegger horcht auf und fragt: „Hat denn der auch was — 'predigt?“

„Ja, und geläutet hat er dazu, grad damisch!“

„Er wird halt was ausgeschellt haben.“

„Wohl! Er hat was ausgeschellt.“

„Was denn?“

„A so was wie a — Brandverbot!“

Dem Hirzegger fällt die Pfeife aus dem Mund; erschrocken starrt er den Knecht an.

„Gel, Bauer, da guckst!“

„Kreuzelement!“

Der Knecht weicht augenblicklich zurück.

„Bleib, ich thue dir nichts! Red'! Was ist's mit einem . . .“

„Brandverbot! Ja, ganz richtig! Hast es schon begriffen!“

„Aber das ist ja gar nicht möglich!“

„Les' nur den Zettel auf der Gemeindetafel! Der Bezirkshauptmann hat seinen Namen groß genug darunter-geschrieben. Du, Bauer, die Leut' haben geschaut!“

„Ist's denn wirklich wahr? Es kann ja nicht sein! Kreuzelement! Wir wären ja alle miteinander ruiniert!"

„Wer brandet, wird bestraft werden, und das gehörig! So hat der Gemeindediener gesagt!"

Jetzt ist es mit der künstlich bewahrten Ruhe des Hirzegger vorbei; er flucht ingrimmig, rennt wie besessen auf und ab vor dem Gehöft und zetert aus Leibeskräften: „Das giebt's nicht! Das dulden wir nicht! Das kann uns niemand verbieten, niemand, auch der Kaiser nicht! Hol' der Teufel den Hauptmann! Kreuzelement! Da soll der Hauptmann nur gleich auch das Futter hereinschicken für unser Vieh!"

Der Knecht hat sich unter die Hausthüre gerettet und spottet heraus: „Vielleicht kriegen wir ärarische Küh'! Das könnt' nett werden!"

„Halt's Maul! Und daß ich dir's gleich sag': Du sagst den Anrainern und allen Bauern, die branden müssen, ein, sie sollen heut' nachmittag zu mir kommen. Wir müssen die Sach' bereden. Verstanden?"

„Ja, aber z' Mittag werd' ich doch wohl noch essen dürfen!"

Hirzegger brüllt vor Erregung und rennt auf und ab, ohne des Knechtes weiter zu achten, der sich ins Haus zurückzieht.

Nach einer Weile ruft Moni den Vater zum Essen, doch dieser schreit grob zurück: „Brauch' nichts zu essen!

Mir ist aller Hunger vergangen! Das verfluchte Verbot hat sicher dein sauberer Verwalter angerichtet! Hol' ihn der Teufel! Der Kerl wird uns noch ganz ins Elend bringen! Aber ich tränk' ihm 's ein! Der muß fort aus dem Graben! Weggejagt soll er werden wie ein räudiger Hund!"

„Aber Vater!"

„Mach', daß du weiter kommst!" Grimmig fuchtelt der Bauer mit den geballten Fäusten in der Luft, sein Gesicht glüht vor Erregung, wild rollt sein Blut in den Adern.

In der Küche hat der Oberknecht rasch seine Mahlzeit verzehrt und sich dann zum Einsagen auf den Weg gemacht. Er traut dem Bauer nicht in solcher Erregung, und so viel sieht auch der Knecht ein, daß das Verbot für die Grabenbauern von größter Bedeutung ist. Darum beeilt er sich, die Anrainer wie die nächsten Bauern auf den Hof zu citieren.

Moni versuchte es, den Vater zu beruhigen, doch Hirzegger sprach sich in eine immer wachsende Wut und war bereits in einer wahren Dreinschlagstimmung, wie die ersten Nachbarn angerückt kamen, denen die Erregung auch vom Gesichte abzulesen ist. Die Bauern hocken tabakqualmend in der großen Gesindestube und besprechen die Lage, bis so ziemlich alle eingesagten Höfler versammelt sind.

Am kräftigsten poltert Hirzegger, der deshalb unter Zurufen zum Wortführer gewählt wird, und grollend loslegt: „Ich sage euch, an diesem Verbot sind der Verwalter und die Schätzungskommissäre schuld. Diese haben uns bei der Reambulierung des Grundsteuerkatasters schon angeblümelt, sie haben uns vorgemacht, daß wir weniger Steuern zu zahlen haben würden, wenn die „Brände“ in die Kulturgattung „Hochwald“ eingereiht würde. Auf diesen Leim sind wir dumm genug gekrochen, diesen Blümelblamel haben wir geglaubt, aber jene Gauner haben uns nicht gesagt, daß der „Brand“ damit unters Forstgesetz fällt. Jetzt hocken wir drinn, und damit hat's Elend und die Bauernschinderei angefangen. Dieses Malefiz-Forstgesetz! Ein jeder Paragraph zwickt uns, die Waldweide ist uns verboten, wir sind hinten und vorne betrogen! Für uns Waldbauern giebt es nichts anderes, als was unsere Vorfahren auch gethan; wir müssen wirtschaften, wie es von Alters her war! Wir können unser Vieh nicht aufziehen ohne Weideland, und Weideland kriegen wir nur durch den Brand, weil uns die Almen fehlen. Wer den Brand verbietet, bringt uns um die Existenz! Wir müssen protestieren! Ohne Brand keine Steuer! Das muß der Regierung deutlich gesagt werden! Sie wird die Ohren dann schon hinterlegen! Was ist eure Meinung?“

Nun will jeder reden, und demgemäß entsteht ein

Stimmengeschwirr, daß niemand zu verstehen ist. Hirzegger überschreit alle und brüllt: „Wir machen eine Eingab' durch einen Advokaten und branden inzwischen weiter!"

„Ja, so soll's geschehen!" stimmt die Versammlung bei. Sodann wird vertraulich noch manches besprochen, und allmählich entfernen sich die aus ihrer Ruhe und dem Alltagsleben so jäh aufgerüttelten Bauern.

* * *

In seinem einsamen Forsthause hat Walch eine Abschrift des Brandverbotes zugestellt erhalten zur Kenntnisnahme. Dies hat der Verwalter vorausgesehen, es mußte dazu kommen angesichts der Waldverwüstung. Doch nun das Verbot erlassen ist, quält den pflichttreuen Beamten die Sorge um die Folgen des Verbotes, und angestrengt sinnt er nach, wie sich ein Modus finden lassen könnte, um die schroffen Gegensätze zu überbrücken. Zu scharf darf seitens der politischen Behörde nicht vorgegangen werden, wenn nicht zahlreiche Bauernexistenzen vernichtet werden sollten. Ein Weiterbranden aber kann die Behörde nicht dulden. Immer wieder liest Walch den Erlaß durch; da bleibt sein Auge auf einer Beilage im Akt haften, in welcher er gebeten wird, zu einer Information des Bezirkshauptmanns gütigst nach Bruck zu kommen. Was diese Bitte wohl bezwecken mag? Eine Information wünscht

der Bezirkschef jetzt, nachdem das Verbot erlassen ist?! Doch vielleicht will er wegen zukünftiger Schritte die Ansicht des Verwalters hören. Eine Erörterung der Verhältnisse kann nur nützlich sein. Darum macht sich der Verwalter sofort auf und marschiert nach Bruck.

Erfreut über den freundlichen Empfang frägt Walch im Arbeitszimmer des Bezirkschefs nach dessen Befehlen, doch wehrt der Hauptmann sofort ab. Zu befehlen habe er einem ihm gar nicht unterstellten ärarischen Forstbeamten überhaupt nichts. Die Herren nehmen Platz, der Bezirkschef offeriert Cigarren und beginnt dann die Unterredung mit dem Hinweis, daß die Statthalterei in Graz auf Grund eines Berichtes des Landesforstinspektors sich veranlaßt gesehen habe, die Bezirkshauptmannschaften in Bruck und Leoben mit der Ausführung des Brandverbotes zu beauftragen. „Wie sich diese heikle Angelegenheit in praxi durchführen läßt, darüber möchte ich mich mit Ihnen, Herr Verwalter, aussprechen. Zunächst wird uns interessieren, inwieweit das generell erlassene Verbot von den — wie zugegeben werden muß — in ihren vitalsten Interessen berührten Waldbauern respektiert werden wird. Weigern sie sich, oder branden sie, der Not gehorchend, weiter, unter Nichtbeachtung des Verbotes, so wird die Verwaltungsbehörde zu erwägen haben, ob dem Erlaß im Zwangswege Geltung zu verschaffen sei. Es liegt auf der Hand, daß die Bauern um so rabiater werden

müssen, je schärfer vorgegangen wird. Ihre Lage verträgt Geldstrafen wenig oder gar nicht; Freiheitsstrafen sind unthunlich in einer Zeit, wo jeder Arm zur Arbeit benötigt wird. Ich möchte da nicht unnötige Bitterkeit und Unzufriedenheit, wenn nicht Schlimmeres, heraufbeschwören; wird unsere Waldbevölkerung aber aus dem Geleise geworfen, dann wird ein Einlenken sehr schwer sein. Unthätig aber zuzusehen und die Leute nach ihrem Belieben schalten und walten zu lassen, das widerspricht meiner beschworenen Dienstpflicht. Sie sind nun Fachmann von Erfahrung, kennen den Bezirk und namentlich den Waldgraben und dessen Verhältnisse sehr genau, und es wäre mir sehr angenehm, Ihre Ansicht zu vernehmen. Der gründlichsten Würdigung Ihrer Ausführungen dürfen Sie sicher sein!“

Der Forstverwalter verbeugt sich höflich und besinnt sich für einen Augenblick, wie um seine Gedanken besonders zu ordnen. Sodann beginnt er: „Es ist keine Frage, daß die hohen Vorbereitungskosten des „Brandes“ unmöglich genügende Deckung aus dem spärlichen Ertrag finden können. Es sind diese Auslagen um so weniger gerechtfertigt, als der Waldbauer mit einer empfindlichen Dienstbotenkalamität zu kämpfen hat und nur sehr schwer männliche Arbeitskräfte zu erwerben vermag. Die Brandwirtschaft ist lediglich ein schablonenhaftes Nachahmen einer veralteten Wirtschaftsform, ohne Erzielung einer

nennenswerten Rente. Es muß die sachlich nicht berechtigte Verteilung und Verwendung von Wald- und Feldboden bei geregelter bäuerlicher Gebirgswirtschaft zur Erkenntnis der Notwendigkeit führen, daß der absolute Waldboden in jedem Gutskörper erhoben, ausgeschieden werden muß, und dauernd nach forstlichen Grundsätzen zu bewirtschaften sei. Speciell in meinem Distrikte ist der desolate Zustand der bäuerlichen Gebirgswälder durch Unverstand, Gewinnsucht und trotzige Zurückweisung jedes forstlichen Ratschlages herbeigeführt worden. Niemand will von der gesetzlich vorgeschriebenen Wiederaufforstung etwas wissen; es nutzt der Zwang sogar nur wenig ebensowenig die Gratisabgabe von Pflanzenmaterial. Die Bauern lassen die Aufforstungspflanzen lieber verdorren; die Tendenz geht nur und rücksichtslos genug auf Schaffung von Weideland, wobei sogar die einfachsten, forstlich gebotenen Maßregeln bei seite geschoben werden. Es fällt niemandem bei, junge Kulturen durch Verpflockung vor Beschädigung durch das Weidevieh zu schützen. Der Zustand ist wahrlich unerträglich! Und völlig blind sind die Leute gegenüber der Thatsache, daß durch den nackten Augenblicksegoismus für mindestens zwei Generationen der Nachkommen jegliche Rente aus dem Waldboden um drei bis vier Jahrzehnte verzögert wird. Bezüglich des im Distrikt zur Zeit übermäßig vorgenommenen Kahlhiebes möchte ich eine schärfere Überwachung und Beschränkung

seitens der politischen Verwaltung dringendst befürworten. Es wäre vor allem eine Plänterungs- und Hiebanmeldung strikte zu verlangen, und ein Kahlhieb ohne Erlaubnis empfindlich zu bestrafen. Unmaßgeblichst würde ich auch vorschlagen, daß nicht bloß seitens der aufgestellten Organe in der politischen Verwaltung die Bodenbeschaffenheit und die Ausdehnung schärfer beurteilt werde, sondern daß sich diese Organe auch sehr angelegentlich um das Bestandesalter kümmern. Es muß die Hiebreife gründlichst geprüft, und eine Erlaubnis zur beliebigen Rasierung des Waldes unter allen Umständen verweigert werden."

Nachdenklich hat der Chef diesen sachlichen Ausführungen zugehört; namentlich die Aufforderung zur strengeren Überwachung beschäftigt den Bezirkshauptmann, der diesbezügliche Notizen niederschreibt und dann meint: „Sie haben völlig recht, Herr Verwalter! Aber bei dem Personalmangel, bei dem Umstande, daß politische, mit sonstiger Arbeit überhäufte Beamte lediglich kommissarisch die Überwachung zu bethätigen und forstpolizeilich nach erfolgter Anzeige vorzugehen haben, ist augenblicklich keine wünschenswerte Besserung im angedeuteten Sinne zu erzielen. Doch werde ich immerhin die uns unterstellten mit der Forstpolizeiaufsicht betrauten Forstwarte zu strengster Überwachung der Holzverkäufe und Hiebe anhalten. Auch kann es nur zweckdienlich sein, wenn diese Organe sich mit Ihnen ins Benehmen setzen, d. h. sofern

Sie dies gestatten wollen, denn ein Zwang kann für Sie nicht in Frage kommen, da Ihr Verwaltungsbereich von uns völlig unabhängig ist. Doch fahren Sie fort in Ihrem schätzenswerten Vortrag."

Abermals unter einer Verbeugung führt der Waldbeamte aus: „Wohin wir bei der im Schwange befindlichen rücksichtslosen Waldnutzung gelangen, wird zur Evidenz in unserem Distrikte ersichtlich, wo die Entwaldung und Verödung namentlich auf den Höhenlagen bedeutende Ausdehnung bereits gewonnen hat. Diese Verödung wirkt unvermeidlich auf Feld und Grund, führt zur völligen Entwertung der entwaldeten Bauerngüter. Wenn solche Grundstücke dann zu Spottpreisen losgeschlagen werden, weil deren Besitz keine Existenz mehr bieten kann, wenn vermögliche Jagdliebhaber solche wertlos gewordene Grundstücke ankaufen, um zunächst durch Aufforstung dem Wald wieder zu seinem Recht zu verhelfen, so ist das nicht unter dem Rubrum „Güteraufsaugung" zu subsummieren oder zu beklagen, sondern eher dankbar zu begrüßen, so bedauerlich es an sich ist, daß sinnlose Bauernwirtschaft solche Folgen nach sich gezogen hat."

„Ist es speciell bei Ihnen drinnen schon so weit gekommen?"

„In einigen Fällen ja; in wie weit ein größerer Aufkauf im Werke sein sollte, entzieht sich momentan meiner Kenntnis."

„Wie ziehen Sie das Facit aus den geschilderten Verhältnissen?“

„Wenn man die Schäden und Unterlassungssünden der bäuerlichen Gebirgswirtschaft, sofern hierdurch forstliche Interessen berührt werden, zusammenfaßt, so muß der Fachmann naturgemäß zu dem Schluß kommen, daß vermöge des konservativen Charakters der Waldwirtschaft diese sich nicht zur freien Verfügung des kleinen Grundbesitzers eignet, und daß vielmehr eine erhöhte staatliche Einflußnahme notwendig ist, welche sich 1. auf eine geregelte planmäßige Bestandesbegründung, 2. auf eine planmäßige, einigermaßen nachhaltige Nutzung, und 3. auf eine zweckmäßige Oberaufsicht bei Gutsverkäufen erstreckt, welche eine Wälderschlachtung vermeiden sollen.“

„Verzeihen Sie die Unterbrechung: Solche staatliche Ingerenz verursacht aber bedeutende Kosten. Wer soll diese zahlen?“

„Unter keinen Umständen der bäuerliche Kleinwaldbesitzer, der sie überhaupt nicht zahlen könnte. Nach meiner Meinung habe hier die Auffassung zu obwalten, daß es sich um eine Wohlfahrt im Staatsinteresse handelt. Die Kosten der proponierten staatlichen Ingerenz müßten daher der Staatskasse überbürdet werden.“

„Darüber wird man sich im Ministerium zu befassen haben. Für uns im Außendienst handelt es sich nun vor allem um die Frage, wie wir das ‚Brand‘-

verbot in die Praxis übertragen. Wie schon gesagt, bin ich für eine milde Handhabung des Verbotes aus mancherlei Gründen, werde aber einen Widerstand zu ahnden, und wenn es sein muß, zu brechen wissen. Glauben Sie an die Möglichkeit eines Widerstandes bei unseren Waldbauern, Herr Verwalter?"

„Es ist das schwer zu sagen! Man wird zunächst unzweifelhaft weiter „branden", dann aber im parlamentarischen Wege und durch Deputationen eine Aufhebung des Verbotes anzustreben versuchen."

„Die Fortführung der Brandwirtschaft wird also durch die Gendarmerie gehindert werden müssen."

„Es wird kein anderes Mittel geben; aber damit wird ein Konflikt mit unberechenbaren Folgen heraufbeschworen."

„Das ist dann nicht meine Schuld! Somit bin ich durch Ihre Güte informiert, und werde meine Maßnahmen sofort treffen. Ich bitte Sie, Herr Verwalter, mich über die Vorgänge drinnen im Graben auf dem Laufenden zu halten. Briefe und Berichte wollen Sie jeweils den Rapport erstattenden Gendarmen mitgeben, in dringenden Fällen sofort einen Mann mit Unterbrechung seines Patrouillenganges entsenden, wozu das Personal Auftrag von mir erhalten wird. Nochmals besten Dank, und nun Gott befohlen, Herr Verwalter!"

Auf dem Heimweg durch das vom Abenddunkel erfüllte Thal überprüft der Forstbeamte im Geiste nochmals sein erstattetes Gutachten. Unzweifelhaft hat er als Forstmann recht gethan und pflichtgemäß gehandelt, indem er verschärfte Maßregeln empfahl. In dem Maße, wie die Behörde aber schärfer, energischer vorgehen wird, steigert sich die Gefahr eines unberechenbaren Konfliktes in den Bergen, und Widerstand gegen die Staatsgewalt, ein Drohen nur, eine im Affekt erhobene Hand kann namenloses Unglück über einzelne Personen und durch Militärrequisition über die ganze Bevölkerung bringen.

Als humaner Mann und Freund des Volkes möchte der Forstverwalter jedes Unheil abgehalten wissen, während er als Beamter gegenüber den Zuständen im Wald nicht mit den Händen in der Tasche zusehen darf. Eine peinliche Situation! Doch die Pflicht ist ein eisernes Hemd; wo sie in Frage kommt, hat das Herz zu schweigen.

Auf dem Sträßlein kommt im dichter werdenden Abenddunkel ein Mann entgegen, der Walch unter Nennung des Amtstitels höflich grüßt, und so wehmütig dabei, daß der Verwalter sogleich stehen bleibt und unter Erwiderung des Grußes die bekannt dünkende und doch fremd erscheinende Gestalt mustert.

Der Wanderer spricht: „Sie kennen mich wohl nimmer, Herr Forstverwalter? Ja, Uniform und Civilkleider rufen große Veränderung hervor!“

„Wie ist mir doch? Der Stimme nach sind Sie ja der Finanzer Schnapper, nicht?“

„Ja und nein, Herr Verwalter! Wohl heiße ich Schnapper, doch bin ich nicht mehr Finanzwachaufseher!“

„Wieso?“

Schmerzlich bewegt sagt Schnapper: „Ich bin entlassen worden! Und wie Sie mich sehen in Civil, komme ich vom „Lärcher“, wo ich Abschied genommen habe. Ach Gott, Herr Verwalter, das Elend oben ist unbeschreiblich!“

„Sie reden in Rätseln! Welches Elend soll denn Lärchers betroffen haben? Daß Feicher ein armer alter Kleinhäusler, daß die Not ständig bei ihm zu Gast ist, das weiß ich. Aber von unbeschreiblichem Elend ist mir nichts bekannt geworden! Erzählen Sie doch! Und wissen Sie was: Begleiten Sie mich heim, es wird sich schon etwas Trinkbares finden im Forsthause, und schlimmsten Falles können Sie auch übernachten bei mir. Sie kämen ja doch erst in später Nachtstunde in Bruck an!“

„Wenn Sie gütigst erlauben, Herr Verwalter, begleite ich Sie.“

Und auf diesem Weg erzählt Schnapper zögernd und häufig vom Schmerz übermannt von der unbegreiflichen Denunziation und dem hereingebrochenen Elend. Die so furchtbar hoch bemessene Strafe kann Feicher

natürlich nicht zahlen, es wird zum exekutiven Verkauf des kleinen Besitzes kommen, und heimatlos wird der gichtkranke Greis hinausgestoßen werden samt seiner unglücklichen Tochter.

Bald ahnt Walch alles und auch den Zusammenhang mit Schnappers Dienstentlassung. Unwillkürlich sagt er: „Liebe und Pflicht, sie vertragen sich selten!“

Schnapper errötet und läßt den Kopf hängen.

„Und was soll aus Ihnen werden?“

„Das weiß ich augenblicklich selbst noch nicht! Muß wohl sehen, daß ich zunächst ein Unterkommen als Schreiber finde.“

„Das sind trübe Aussichten! Von forstlichen Schreibarbeiten verstehen Sie wohl nichts?“

„Leider nein, Herr Verwalter!“

„Und Wartegeld werden Sie auch nicht übermäßig viel besitzen?“

„Nein!“

„Also auch ein Heimatloser wie die Leute auf der Rodung! — Hm! Da muß ich wohl eingreifen, so gut und schlecht ich es vermag.“

Mittlerweile sind beide am Forsthause angelangt, dessen untere Fensterscheiben trauliches Licht ausstrahlen. Die alte Häuserin wird alles zum Empfang und Abendtisch des Gebieters bereitgerichtet haben. Munter bellend springen zwei Dackel aus dem Hause und wedelnd dem

Herrn entgegen; doch des Fremden ansichtig werdend, umkreisen sie ihn augenblicklich kläffend und angriffsbereit. Erst wie die klugen Hunde merken, daß der Fremde freundlich vom Gebieter ins Haus genommen wird, geben sie sich zufrieden, und an der Abendtafel betteln sie sogar den Gast um kleine Gaben an.

Schnapper fühlt seine triste Lage doppelt schwer in der stillen Behaglichkeit der Försterwohnung; seine Miene wird traurig, schier treten ihm Thränen in die Augen. Wie fleißig und treu war er im Dienste, Tag und Nacht bei jeder Witterung; und das einzige Mal, als er das Herz mitreden ließ und Erbarmen zeigte, ist Dienstentlassung, Brotlosigkeit sein Los. Ohne Eltern, ohne Geld ist er heimatlos hinausgestoßen in die öde, erbarmungslose Welt.

Mancher Seitenblick des Verwalters hat den bekümmerten Gast gestreift; Walch erräth dessen Gedanken, und tiefes Mitleid erfaßt ihn. Hier wäre ein gutes Werk zu thun, mit einem mäßigen Geldopfer eine Existenz zu retten oder doch für einige Zeit über Wasser zu halten. Soll damit bis morgen gewartet werden? fragt sich in Gedanken der Verwalter, und das gute Herz verneint diese Frage. Wozu einen Menschen über Nacht trauern lassen, wenn er noch am Abend glücklich gemacht werden kann. Und so richtet denn Walch an seinen Gast die Frage: „Schnapper, hätten Sie Lust bei mir als

Schreibgehilfe zu arbeiten, bis Sie etwas Passenderes finden? Ich biete Ihnen zwanzig Gulden monatlich bei völlig freier Station! Wollen Sie?"

Schnapper traut seinen Ohren nicht, jähe Röte fliegt über seine Wangen, ein Zittern befällt ihn; kaum wagt er die Frage zu bejahen aus Furcht, mit dem nächsten lauten Wort das so unerwartet gekommene Glück wieder zu verscheuchen. Er nickt bloß unter Thränen der Freude und erhebt sich stramm militärisch, doch Walch winkt augenblicklich ab mit dem Ersuchen, Platz zu behalten. Die Sache wäre abgemacht, und Schnapper könne morgen gleich seinen Dienst antreten, der zunächst in einem Gang zum „Lärcher" hinauf beginne. Der Exfinanzer horcht erstaunt auf und hebt den Kopf.

„Ja, Sie gehen morgen früh hinauf und lassen sich den Strafbogen geben. Diesen bringen Sie mir ins Forsthaus. Die Strafe für Feicher werde ich bezahlen; Sie tragen den Betrag dann nach Tisch hinaus zum Steueramt und erlegen die Strafsumme im Namen des Lärcher. Auf Fragen, woher der Bestrafte das Geld habe, geben Sie keine Auskunft und sagen nur, Sie seien nur zur Bezahlung beauftragt. Verstanden?"

„Zu Befehl! — Ach Gott, wird Stanzi glücklich und dankbar sein!"

„Na, den Dank können Sie ja einkassieren. A propos! Sie haften mir mit Ihrem Ehrenwort, daß Ihre

Beziehungen zu Lärchers ordentliche bleiben. Die Rennerei hinauf zur Rodung dulde ich nicht. — Finden Sie später ein auskömmliches Unterkommen, so können Sie die Stanzi ehelichen. Verstanden?"

„O, Herr Verwalter, wie soll ich Ihnen danken!"

„Seien Sie ordentlich und wacker, das genügt mir! So, und nun angestoßen auf eine bessere Zukunft und gute Hausgenossenschaft! Prosit!"

Dankerfüllt, gerührt greift Schnapper nach dem Glase und berührt dasjenige des Verwalters, so daß die Gläser hell zusammenklingen. „Vergelt's Gott bis in die Ewigkeit, was Sie Gutes an einem Heimatlosen thun!"

Walch kämpft seine eigene Rührung hinunter, indem er poltert: „Ach was! Unsinn! Sie sind nicht mehr heimatlos! Weg mit überflüssiger Gefühlsduselei! Kopf hoch! So, und marsch ins Bett! Brigitta, mein altes Hausfaktotum, wird Ihre Schlafstube bereits in Ordnung gebracht haben! Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Herr Verwalter! Möge Gott Ihnen die Gutthat lohnen!"

Die Dackel begleiten den neuen Hausgenossen bis in den Flur, dann springen sie schmeichelnd wieder zu ihrem Herrn in die Stube zurück.

* *
*

So trüb der nächste Morgen anbrach mit unablässigen Regenschauern, Schnapper hatte lachenden Sonnenschein im Herzen und glückselig, frohgemut blickte er von seinem Stübchen durch die bespritzten Fensterscheiben hinaus in die düstere Landschaft. Im sturmgepeitschten Regen hinauf zur Rodung zu müssen, hat bei solchem Unwetter sein Mißliches, aber Schnapper freut sich auf diesen Gang, denn er bringt dank des Edelmutes seines neuen Chefs frohe Kunde zu Lärchers, er wird die Rettung aus furchtbarer Not bringen. Schnapper rüstet sich zum Gang, nimmt das von der alten Brigitta angebotene Morgensüppchen gleich stehend in der Küche ein und tritt dann den Marsch an.

Walch arbeitet in der Kanzlei und wirft manch besorgten Blick auf das Barometer, das einen ungewöhnlichen Tiefstand zeigt. Wenn das schwere Regenwetter noch länger anhält, kann es für die Grabenbewohner an den abgeholzten Hängen recht bedenklich werden. Rutschungen sind in den letzten Tagen schon eingetreten, sie werden sich steigern zu schwerer Gefahr, und hilflos steht der Mensch der Naturgewalt gegenüber. Die Waldsünden müssen sich rächen. Schwere Tritte nähern sich dem einsamen, windumtosten Forsthause, die wachsamen Dackel geben Hals und drängen dem Hausthore zu. Walch erhebt sich vom Schreibtisch, ruft die Hunde zurück und sieht erwartungsvoll in den Flur, in welchen der Gendarm

Prasinger vom Grabendorf tritt. Er schüttelt sich das lästige Naß vom Mantel, klopft die Dienstkappe ab und begrüßt dann den Forstverwalter stramm militärisch.

Etwas verwundert fragt Walch, was denn los sei, daß der Gendarm bei solchem Unwetter und so früh im Graben erscheine.

„Der Dienst ruft, Herr Verwalter!“ lautet die brummige Antwort.

„Bringen Sie mir etwas?“

„Ich habe bei Ihnen zu recherchieren!“

„So, bei mir? Nun kommen Sie zunächst in die Kanzlei! Gewehr und Mantel können Sie im Flur ablegen und an den Geweihen aufhängen! Trinken Sie ein Gläschen ‚Magenwärmer‘?“

„Danke, nein! Bin im Dienst!“

Beide treten in die Kanzlei, und ohne von der Einladung zum Platznehmen Gebrauch zu machen, beginnt der Gendarm zu fragen, ob es richtig sei, daß der Verwalter neulich von Brandbauern mißhandelt, an einen Baumstamm gebunden und gefesselt, über Nacht zurückgelassen worden sei.

Überrascht fragt Walch: „Wie, Sie wissen davon?“

„Es ist also wahr?“

„Ach was! Die Sache ist keineswegs tragisch zu nehmen! Wie Sie sehen, bin ich heil und gesund. Es hat keine Bedeutung!“

„Ich glaube doch! Wir haben da Bedrohung einer Amtsperson mit Anwendung von Gewalt . . .“

„Ach, machen Sie doch keine Geschichten! Amtlich hatte ich ja auf dem ‚Brand‘ gar nichts zu thun! Die Leute befanden sich auf ihrem eigenen Grund und Boden!“

„Das kümmert mich nicht, und es ist Sache des Gerichts, das Weitere zu untersuchen. Der Hirzegger hat die That eingestanden —“

„Wie? Was sagen Sie?“

„Ja wohl! Im Rausch hat sich der Brandbauer seiner Heldenthat kürzlich im Wirtshause öffentlich gerühmt, und auf diese Art ist sie mir zur Kenntnis gekommen. Ich muß den Fall weiter untersuchen. Wollen Sie daher angeben, wie sich die Sache zugetragen hat!“

„Ach, lassen Sie das; es ist nicht der Rede wert! Der Mann soll nicht unglücklich werden wegen einer vielleicht gar nicht so schlimm gemeinten Übereilung.“

„Ich muß auf präciser Antwort bestehen! Bitte antworten Sie! Sind Sie angebunden worden?“

„Ja!“

„Von wem?“

„Das weiß ich nicht!“

„Wie? Sie wollen niemand erkannt haben? Sie, der Sie die Leute im Graben besser kennen als selbst ich?“

„Lieber Prasinger! Es war ja Nacht! Ich bitte Sie, lassen Sie die Sache beruhen! Es ist ohnehin eine

schwere Zeit für die Grabenbauern seit dem Brandverbot! Verschärfen wir die Situation nicht noch mehr! Es wird sich nicht mehr wiederholen!“

„Das glaub' ich nicht! Hat man es einmal versucht ohne Ahndung, so werden Sie sicher noch in schwerere Gefahr kommen. Das Grabenvolk ist ohnehin schlecht, sehr übel auf den Forstverwalter zu sprechen!“

„Ah bah! Das bringt mein Beruf mit sich! Es hat keine Gefahr! Da kenne ich die Grabenbauern besser! Das sind gutmütige Leute! Und wenn ihnen jetzt die Geduld reißt, ist's nicht zu verwundern. Man muß Nachsicht mit ihnen haben.“

„Es thut mir leid: Ich muß die Angelegenheit verfolgen. Sie bejahen also das Faktum. Hirzegger hat die That öffentlich eingestanden und brüstet sich mit ihr. Ich werde daher zur Verhaftung schreiten. Das Weitere wird das Bezirksgericht verfügen. Guten Morgen!“

Der Gendarm entfernt sich und läßt den Verwalter in einer unbehaglichen Situation zurück.

Das hat wahrhaftig noch gefehlt! Wie muß Hirzegger erbittert sein?! Was wird Moni von ihm denken?! Muß die nicht glauben, daß er sich doch noch hinterher am Vater rächen will?! Und wie peinlich kann die Sache werden, da Walch doch jede Anzeige unterließ, den Fall zu beschönigen versuchte! Wie steht er der Behörde gegenüber da! Einesteils in Wahrung seines forstlichen

Standpunktes und forstlicher Dienstinteressen hat er Verschärfungen empfohlen, mußte sie befürworten, und wo nun ein Akt der Bedrohung mit Gewaltanwendung vorliegt, wo er in schwere Gefahr gebracht wurde, hat er geschwiegen. Es ist unschwer zu erraten, daß seinem Verhalten eine Rüge zu teil werden wird, wenn nichts Schlimmeres. Ein Gedanke fährt Walch jäh durch den Kopf, und augenblicklich greift er nach Wettermantel, Bergstock und Hut und stürmt fort, hinauf zum „Brand“, um dem Hirzegger persönlich zu versichern, daß seinerseits eine Anzeige nicht erfolgt sei. Schon von weitem künden dicke Rauchschwaden, die vom Luftdruck niedergehalten und vom Bergwind hin- und hergeworfen werden, daß im Mittelgebirge oben gebrandet wird. Den Verwalter kümmert's diesmal nicht, er will so schnell als möglich zum Gehöft des Hirzegger und hastet den glitschigen, durchweichten Pfad hinauf. Oft gleitet er aus, fällt hin, rafft sich empor und erklimmt keuchend die Höhe. Still liegt der Hof; nur der Kettenhund giebt Laut, wedelt aber gar bald dem ihm wohlbekannten Manne entgegen. Walch hält atemholend inne; sollte der Gendarm den Bauer schon weggeholt haben? Oder ist Hirzegger beim „Branden“ in der Nähe?

Eben tritt Moni aus dem Hause und zuckt beim unvermuteten Anblick des Verwalters zusammen. „Du hier?“

Flüchtig grüßt Walch das geliebte Mädchen und fragt sofort nach dem Vater.

Moni deutet hinüber zur qualmenden Brandfläche, und Walch läuft der Stelle zu, von unnennbarer Angst erfüllt. Was er geahnt, dort vollzieht es sich: der Gendarm steht vor den Brandern mit schußfertigem Gewehr. Wildes Geschrei ertönt, höhnische Rufe, Schreie der Angst gellen durch den Schütterwald. Jetzt ruft der Gendarm, langsam vorschreitend: „Nieder die Beile! Löscht den Brand! Hirzegger soll vortreten!"

Statt dem Befehl zu gehorchen, schwingen die Knechte die Hacken, Schaufeln und Beile drohend und schicken sich an, den Gendarm zu umzingeln.

Dieser schreit: „Halt oder ich schieße!" und legt an.

In diesem gefährlichen Moment springt Walch herbei und gebietet mit bebender Stimme: „Halt! Um Gotteswillen, halt!"

Die Brander stehen wie angewurzelt, und der Gendarm läßt betroffen die Schußwaffe sinken.

„Halt! Nicht schießen!" ruft Walch nochmals und nähert sich dem Gendarm. „Seid Ihr bei Sinnen, Prasinger! Bedenkt, was Ihr thut! Ihr werdet doch nicht in die wehrlose Menge schießen wollen!"

Unwillig grollt der Gendarm: „Ja, das werd' ich! Die Kerle bedrängen mich! Ich hab' das Recht dazu! Mischt Euch nicht ein in meine Amtshandlung! Ruhe

sag' ich! Die Beile nieder!" Und abermals hebt der Gendarm die Schußwaffe.

Mit Entschiedenheit greift Walch nach dem Gewehr und verhindert das drohende Unheil. „Ihr seid nicht bei Sinnen! Ich verbiete das Schießen auf wehrlose Menschen! Notiert die Brander, bringt Sie zur Anzeige! Das ist Eures Amtes! Nicht aber das Schießen! Nehmt die Patronen aus dem Gewehr! Ich befehle es als Waldbeamter!"

Mit offenem Munde starrt die Menge auf den Verwalter und Gendarm, welch' letzterer einzusehen beginnt, daß er übereilt vorgegangen ist, und die Patronen aus dem Magazin herausnimmt.

Walch wendet sich an die Brander und ruft: „Löscht den Brand, Leute! Es ist verboten und Ihr müßt gehorchen! Ordnung muß sein! Gebt eure Namen an! Der Gendarm muß seine Pflicht erfüllen! Doch darf er nicht auf euch schießen! Hirzegger, sei vernünftig!"

Der Gendarm hängt sein Gewehr im Riemen auf die rechte Schulter, zieht sein Dienstbuch aus der Tasche und notiert den Brandfall. „Hirzegger, vortreten!"

Der Bauer guckt noch immer fassungslos auf den Forstverwalter, dessen mannhaftes Eintreten für seine Leute er nicht zu begreifen vermag. Walch, der bitterste Feind der Waldbauern, verhindert das Dreinschießen, stellt sich auf Seite der Brander — — —! Das verstehe ein anderer!

Auf erneuten Befehl tritt der stämmige Bauer heran, frei und mannhaft, und fragt: „Was soll's mit mir? Laßt meine Leute in Ruh! Ich habe das ‚Branden‘ angeordnet, ich bin verantwortlich!“

„Hirzegger, du bist verhaftet!“ schreit der Gendarm und legt die Hand auf des Bauern Schulter.

Mit einem Ruck schüttelt Hirzegger den Mann ab und frägt zornglühend: „Ich? Weshalb?“

„Du bist verhaftet! Noch eine Bewegung und ich schließe dich mit der Kette!“

„Oho! Rühr' mich nicht an, Gendarm!“ brüllt der Bauer, und augenblicklich stürmen die Knechte zu seinem Schutz herbei und umringen den Gendarm.

Jetzt ergreift Walch das Wort: „Hirzegger, bleibt ruhig! Leute, laßt die Hände in Ruh'! Keine Gewalt! Und hört mir zu! Wird der Bauer verhaftet, so hab' ich keine Schuld daran. Hirzegger hat es sich selber zuzuschreiben! Er hat ausgeplaudert, was er an mir verübt. Ich habe geschwiegen, ich wollte ihn schonen. Nun ist er selber schuld. Laßt ab! Dämpft den Brand! Euch wird nichts geschehen! Du aber, Hirzegger, gehorche! Es wird den Kopf nicht kosten! Und hüte ein andermal deine Zunge!“

Die Leute weichen zurück; der Bauer jedoch brüllt zornglühend: „Ha, jetzt durchschaue ich das Spiel! Erst hetzt er mir den Gendarm auf den Leib, und dann will

er keine Schuld daran haben! Falschspieler seid Ihr, verdammter Schuft!" Und mit Wucht schlägt der tolle Bauer auf den Forstbeamten ein. Der Gendarm aber reißt Hirzegger zurück, wirft ihn zu Boden, kniet auf seine Brust und fesselt ihm gewandt die Hände an den Gelenken mit dem Kettchen.

Betroffen stehen die Knechte; sie wagen keinen Angriff, sie erfassen den Ernst der Situation.

Hirzegger hat an der Kette gerissen und sich deren schmale Glieder tief ins Gelenk gepreßt, so daß er vor Schmerz aufstöhnt. Sein Widerstand aber ist gebrochen; er sieht ein, daß weiteres Sträuben vergeblich ist. Ein wilder, haßerfüllter Blick streift den Verwalter, dann erhebt er sich und läßt sich vom Gendarm wegführen.

Mittlerweile ist auch Moni herbeigekommen, die gellend aufschreit beim Anblick des gefesselten Vaters und sich auf ihn stürzen will. „Vater, Vater! Was ist geschehen?"

Der Gendarm wehrt die Tochter ab; Hirzegger höhnt: „Frag' nur den falschen Schuft von Verwalter! — Wenn ich wiederkomme, rechne ich ab mit ihm!"

Betäubt sinkt Moni zu Boden. Hirzegger wird abgeführt. Walch gebietet nochmals Dämpfung des Brandes und eilt sodann zu Moni, um ihr seine Hilfe angedeihen zu lassen.

* * *

Wochen sind vergangen und Tag für Tag strömte endlos der Regen herab. Hochangeschwollen tobt der Grabenbach hinaus zur Mur, von allen Hängen und Pfaden lärmen gurgelnd die Wasser hernieder und reißen Erdreich, Geröll, Gesträuch und selbst entwurzeltes Stangenholz mit sich in die Tiefe. Verschlammt sind die jungbestellten Felder, verwüstet die Wiesen oder sie zeigen klaffende Risse, aus dem nackt zu Tage liegenden Geklüft starrt ausgewaschenes Gestein. Auf der Thalsohle bildeten sich gewaltige Lachen, der Grund kann das überschüssige Wasser nicht mehr einsaugen, ein schlammiger Stausee schwillt an, stetig genährt durch neue Zuflüsse und immerwährenden Regen. Der Bach ist ausgetreten und überschwemmt die Felder und Wiesen bis zum Fuß der Hänge mit einer braungelben windgepeitschten Flut. Bei solchem Unwetter ist jegliche Arbeit unmöglich, selbst das „Branden" kann nicht mehr durchgeführt werden. In der Niederung dringt die Flut schon in den Flur der Häuser, die Leute müssen sich ins obere Stockwerk flüchten und sind Gefangene auf ihren Gehöften. Die Einödhöfler jedoch stehen jammernd auf den Hängen, sie befürchten Muhrgänge, Schlammgüsse, die Felder und Wiesen, wenn nicht gar auch noch die Siedelung wegreißen werden, so der Regen nicht aufhört.

Von den inundierten Gehöften in der Thalung fordern die Hausglocken, die sonst zur Mittagszeit die

Feldarbeiter heimrufen, Hilfe; besonders gellend und ununterbrochen wimmern die Glocken der Häuser, die in der Nähe des Grabendorfes liegen, wo der Bach eine Kurve bildet und von der Schattseite gegen Süden den Lauf nimmt. Steinblöcke, Sturzholz, eingerammte Stämme, angeschwemmtes Astwerk und Gesträuch haben sich verstaut und hemmen den Wasserabzug, so daß sich die brüllende Flut über die ganze Grabensohle ergießt und von Stunde zu Stunde anwächst.

Schreckerfüllt starren die Leute aus den Fenstern des oberen Stockwerkes herab zu den züngelnden Wellen, die gierig an den Mauern nagen, in Flur, Stall und Scheunen dringen. Allerlei Hausrat, Körbe, Geräte, Brennholz schwimmen auf der schmutzigen Flut, die immer höher anschwillt.

Vergeblich wimmern die Glocken um Hilfe. Kähne hat man nicht im Graben; es heißt ausharren und abwarten. Es zittert der Boden, die Flut brüllt, ein Krachen dröhnt von den Hängen, schon rutschen ganze Felder nieder. Ist der Weltuntergang nahe? ... Die Leute beten in Angst und Verzweiflung.

Walch ist von Seppel, dem Gehilfen, begleitet, aus dem Hochwald gekommen und zu Thal gestiegen. Bestürzt nimmt sein Auge die Verheerung in der Grabenthalung wahr. Die Wasser sind rascher gekommen, als es zu vermuten gewesen. Die ganze Grabensohle steht unter

Wasser, es muß irgendwo am Abfluß fehlen. Da thut Hilfe not, rasche Hilfe.

Links und rechts im Gehänge kracht es, Muhren sausen hernieder, klatschend schlägt das Schlammmeer und Erdreich in die Flut, Steinblöcke stürzen hernieder, und unerbittlich strömt windgepeitschter Regen herab .... Seppel schreit von Entsetzen erfaßt: „G'fehlt ist's! Die Welt geht zu Grund!"

Rasch ermißt Walch, auf welcher Seite es noch möglich ist, zum Forsthause zu gelangen, und befiehlt dem Gehilfen, ihm dicht zu folgen.

„Es geht nimmer, Herr Verwalter! 's Wasser ist schon z'hoch!" jammert Seppel.

„Mir nach! Es muß gehen!" schreit Walch und springt seitlich im zerklüfteten vermuhrten Hang entlang, verläßt ihn dann und dringt, wiewohl ihm das Wasser bis an die Schultern reicht, zum Forsthaus hinab. Seppel stutzt, doch bald folgt er dem mutigen Vorgesetzten in die schlammige, gurgelnde Flut. Walch holt Enterhaken und Beile aus dem Hause; Schnapper schließt sich an, zu dritt durchqueren die Männer den Stausee, Hand in Hand sich stützend, und eilen am wiedergewonnenen Hang hinaus zur Stelle, wo Walch die Stauung vermutet. Die Bauern hocken auf den Dächern ihrer flutumtosten Häuser und zetern vor Angst; niemand wagt es, den Männern zu folgen, und die Einöder stehen händeringend an den erzitternden Hängen.

Ein Ringen um das Leben ist das Vordringen zur Staustelle im Bachbett; die Männer stehen bis zum Halse im brüllenden Wasser; kaum vermögen sie festen Fuß zu fassen. Wer da stürzt, ist verloren. Walch muß aus Leibeskräften schreien, um sich im tosenden Sturm verständlich zu machen.

Mit den Haken wird sondiert; kräftig schlagen die Männer die Eisen ein und beginnen zu ziehen. Eine mühsame Arbeit mit Lebensgefahr. Endlich ein Ruck; fester fassen die Männer die Haken, noch ein Ruck, das eine Blochende kommt zur Oberfläche, ein wuchtiger Stoß, der Stamm hebt sich, dreht sich im Wasser und schwimmt ab. Bloch um Bloch wird hervorgeholt und Astwerk losgerissen. Die Männer schwitzen vor Anstrengung im kalten Wasser. Die ärgste Stauung ist behoben; schon fließt der Wildbach rascher hinweg.

Gellende Hilferufe tönen durch die brüllende Brandung; Walch sieht auf und zuckt zusammen. Dort bringen die tanzenden Wogen eine Wiege herbei, die sich im Kreise dreht und nun von den zum Bach strömenden Wellen ergriffen wird. Walch vermutet ein Kind in der Wiege, läßt den Haken fahren und wirft sich in die Flut, um schwimmend die Wiege zu erreichen.

Vergeblich schreien Schnapper und Seppel eine Warnung nach. Sie suchen, auf ihre Haken gestützt, watend den Hang zu gewinnen, um vielleicht von dort aus dem

kühnen Verwalter Hilfe bieten zu können, der mit Aufbietung aller Kräfte der Wiege sich schwimmend genähert hat. Schon greift Walch nach dem Korbgeflecht, da reißt eine Woge die Wiege wieder weg und hinein in die Strömung. Wiewohl bereits erschöpft, schwimmt Walch mit wuchtigen Armschlägen vorwärts, dem Korb nach, der allmählich tiefer ins Wasser sinkt und langsamer sich fortbewegt. Frostdurchrüttelt arbeitet sich der Verwalter durch die Schlammflut, die Kräfte schwinden, die Gefahr wächst für den opfermutigen Mann. Noch ein letzter Versuch und Walch sondiert Grund mit den Füßen, er kann stehen, und nun eilt er mit schnellen Schritten der Wiege nach, die aus dem eigentlichen Bachbett gekommen ist und gegen den Hang hin treibt. Endlich kann Walch sie greifen und auf Land bergen. Mit einem Blick mustert er den Inhalt: ein Kindlein schlummert süß im Bettchen. Dann aber sinkt er ermattet zu Boden, seine Kraft ist zu Ende. Fieberschauer erfaßt ihn, vor Kälte schlagen die Zähne aufeinander. Von seinen Kleidern trieft das Wasser ab, nur der gelbbraune Schlamm klebt fest.

Schnapper und Seppel sind herbeigekommen; der erstere nimmt das Kind im Bettchen aus der Wiege, Seppel sucht Walch aufzurichten, träufelt ihm belebenden Schnaps in den zuckenden Mund und reibt ihm die Schläfen ein. Der Verwalter rafft sich auf mit dem Rest von Willenskraft; gestützt auf den Gehilfen, den wie Schnapper

gleichfalls kalte Fieberschauer durchrütteln, schleppt er sich den Hang entlang.

Bis die Männer grabeneinwärts in die Nähe des Forsthauses gelangen, hat sich die Flut so ziemlich verlaufen, das Ärgste ist vorüber. Dicker Schlamm bedeckt die Thalsohle, das Grün der Wiesen und Felder ist verschwunden. Die Männer waten hindurch, und im Forsthause nimmt die jammernde Brigitte das Kind in Empfang, während Seppel und Schnapper den Verwalter zu Bett bringen, und sich selber sodann der nassen Kleider entledigen und in der Küche einen heißen Trank bereiten.

## V.

Es hat endlich zu regnen aufgehört; doch braust ein Sturm durch den Graben und über die Waldberge, als sollte alles weggefegt, weggerissen werden. Vom Winde gebeugt, ächzen die Fichten und Föhren, es neigt sich der Tann, ein Krachen in weiten Geräumten, ein Stürzen alter Stämme, ein Bersten — Windwurf im Hochwald! Wo immer die Windsbraut ein Hemmnis findet, wird es niedergeworfen, die stärksten Fichten und Tannen stürzen entwurzelt nieder und reißen im Fall schwächere Stämme mit. Und wo der Wind Kleingehölz und flachwurzelige Holzarten, einzeln stehende Fichten erwischt, werden diese samt den Erdballen gehoben und geworfen, klaffende Lücken in den durchweichten Boden gerissen, aus welchen aufs neue Muhren herniedergehen. Und schaurig wütet der Sturm in den kaum begrünten Laubwäldern, deren fester wurzelndes Stammholz gebrochen wird mit

gräßlichem Getöse. Dort Windwurf, hier vehementer Windbruch, alles auf Stunden im Umkreis geknickt, geborsten! Hundertjährige Baumriesen sind gefällt im wütenden Sturm, die Wälder sind zu Baumleichenfeldern geworden, die geworfenen Geräumte in eine entsetzliche Wirrnis von kreuz und querliegenden Stämmen, Wurzelballen und Astwerk verwandelt. Nur in geschützteren Mulden, an windsicheren Wänden des Waldgebirges vermochte die Windsbraut weniger Schaden anzurichten; dort ist der Wald erhalten geblieben und steht aufrecht.

Schweren Schaden hat der schreckliche Sturm den Siedelungen im Graben zugefügt; Dächer sind weggerissen, schutzlos, schindelberaubt ragen die Balken und das Gespärre auf, Fensterflügel, Scheunenthüren hat der Wind fortgenommen in die Lüfte und meilenweit geschleppt. Einödhöfe liegen unter gestürzten Baumstämmen begraben mit eingeschlagenen Dächern und Mauern; plattgedrückt sind Scheunen, weggerissen kleinere Anbauten bis auf die Sockelsteine, die der Wald im Sterben mit grünem Geäst mitleidig zugedeckt.

Auf der Rodung zum „Lärcher“ vermochten die geworfenen Stämme das kleine Gehöft nicht vollends zu erreichen, das Wohnhaus blieb, wenn auch des Daches zum großen Teile beraubt, vom Stammsturz verschont, dafür liegt der Backofen unter dem Gewirr geworfener Fichten und Lärchen in Trümmern, und der Ziegenstall

ruht tief unten im Schlamm der Grabensohle mit dem Boden nach oben.

Auf dem „Brand“ hingegen hat eine uralte Fichte das Gespärr des Brandhofes durchgeschlagen bis zum oberen Stockwerk, der mächtige Baum mit seinem Wipfel liegt schräg eingekeilt im Gehöft, und seine Wurzeln mit dem dicken Erdballen starren vom Boden losgerissen zu Tage. Was in der Fichte Sturzbereich gelegen, ist zu einem Chaos kurz und klein geschlagen, zertrümmert die im Speicher aufgestapelten Fahrneiße, Kisten und Kästen, Spindeln und dergleichen. Mörtelschutt rieselt aus der Bresche herunter, die Frontmauer zeigt einen klaffenden Riß, zerbrochen sind die meisten Fenster, und ringsum ist der Boden bedeckt von geknickten Fichtenzweigen. Im heulenden Wind stehen vor dem Hause die Knechte und Dirnen und beschauen die Bescherung, mit ihnen ratlos Moni.

Ein Glück im Unheil ist es, daß der Riesenbaum das Haus nicht völlig durchgeschlagen hat; wer weiß, wie viele Tote dann der Hof jetzt bergen würde.

So hat Hochwasser, Vermuhrung und Wind in kurzer Zeit schweren Schaden im Graben angerichtet, und die Bauern haben alle Hände voll zu thun, das Notwendigste an Reparaturen zu verrichten und namentlich die Dachschäden auszubessern. Die Thalbewohner fegen und scheuern den Schlamm aus den Erdgeschossen, die

Einödhöfler durchsägen das Sturzholz, um Weg und Vorplatz frei zu bekommen, und bringen das Langholz zur Seite für eine spätere Nutzung. Arbeit und schwerer Schaden überall in Hülle und Fülle, und dazu Futternot für das Vieh. Verschlammt die Wiesen und das Wintergetreide, so daß das letztere selbst nicht einmal als Grünfutter benutzt werden kann. Was nun anfangen in solcher Not? Und in solcher Bedrängnis überbringt der Steuerbote zu allen Brandbauern Strafmandate wegen Übertretung des Brandverbotes mit Exekutionsandrohung für den Fall, daß der Strafbetrag nicht binnen kurzer Frist bezahlt werde. Für das Gejammer der schwer heimgesuchten Bauern und den Hinweis auf das Unglück hat der Bote nur ein Achselzucken; er kann auch mit Mitgefühl die traurige Lage nicht ändern und muß seine Pflicht erfüllen.

Lange lag Walch im Forsthause im schweren Fieber, das nur allmählich zu weichen begann. Wie aber der Sturm das Grabenthal heimsuchte, das Krachen des Windbruches die Luft erfüllte, da litt es den Forstbeamten nicht länger im Bette, und trotz des Gezeters der pflegewilligen Brigitte eilte Walch, von Seppel begleitet, hinauf in sein Revier, den Bruch- und Wurfschaden zu besichtigen. „Mein armer Wald!“ jammert der Verwalter beim Anblick der Verwüstung, und der Gehilfe flucht ein „Sakra, sakra!“ nach dem andern.

Doch mit Jammern und Fluchen ist nichts gethan; der schwere Waldschaden heischt rasches Handeln, die getöteten Bäume müssen mit größter Schnelligkeit entfernt werden, um der Holzverderbnis, dem Auftreten des Borkenkäfers und der Kiefernraupe, und der unvermeidlichen Holzentwertung vorzubeugen. So rasch als möglich muß der unvorhergesehene Holzanfall verkauft werden, um einen Preissturz zu verhüten. Viel schwerer aber fällt für den Forstverwalter die Störung der Schlagstellung durch das Waldunglück ins Gewicht. Was er stets als eine Hauptaufgabe seines Wirkens betrachtet hat: Führung der Holzschläge unter Berücksichtigung der herrschenden Winde und klimatischen Erscheinungen zur Erhaltung eines möglichst ineinander greifenden Schutzverbandes — das ist vereitelt durch die ungeheuren Bruchlücken; die Hochholzschutzwände sind durchbrochen, die inneren Waldteile schutzlos den Winden preisgegeben, und just sind dies die empfindlicheren Nadelbestände.

Das Herz des Försters krampft sich zusammen bei dem Anblick dieser Zerstörung. Walch stöhnt vor Schmerz, und auch Seppel jammert über das Waldunglück. Dann faßt sich der Verwalter, es gilt rasches Handeln und thatkräftiges Eingreifen.

Die Beiden kehren zum Forsthause zurück und treten eben ein, als die Thörlbäuerin mit ihrem Kinde das Haus verlassen will. Das ob der Rettung ihres Kindes

überglückliche Weib stammelt herzinnigen Dank und will dem Retter die Hand küssen. Walch wehrt mit kurzen Worten solche Dankesbezeugung ab; was er gethan, sei Menschenpflicht gewesen, nichts weiter, und da die Thörlerin gekommen sei, werde das Kind wohl ihr gehören. Sie solle es nur mitnehmen und Gott danken, daß die Rettung möglich war. Betroffen über die etwas barsche Abfertigung, stapft das Weib mit dem Kind auf dem Arm von dannen. Die Wiege wird sie später holen. Insgeheim freut sich Walch über das Rettungswerk aus dem besonderen Grunde, weil just der Thörler einer seiner Hauptwidersacher im Graben ist, also Böses mit Gutem vergolten werden konnte. Ob freilich der Thörler seine Gesinnung darob ändern wird, das bezweifelt Walch. Die Erbitterung der Waldbauern gegen die Forstbeamten und das Forstgesetz ist zu groß.

Walch erstattet im schriftlichen Wege eine kurze Anzeige über das hereingebrochene Waldunglück an die vorgesetzte Behörde und entsendet Schnapper, der inzwischen die Lärcher-Angelegenheit prompt erledigt hatte, zur Bezirkshauptmannschaft nach Bruck, um Meldung über die Elementarschäden machen zu lassen. Seppel muß Holzarbeiter werben und zu umfangreicher Schicht bestellen. Walch hingegen arbeitet pflichtgemäß den vollständigen Bericht an die Forst- und Domänendirektion aus, in welchen er seine Vorschläge zur möglichst guten Nutzung

aus den Wurf- und Bruchschäden einflicht und zugleich angesichts der Kalamität eine milde Handhabung des Brandverbotes empfiehlt, um die am Ruin stehende Waldbevölkerung nicht völlig zur Verzweiflung zu bringen. Walch wird es bei Abfassung dieses Gutachtens völlig warm ums Herz; er schreibt sich in eine Begeisterung hinein und entwickelt weitblickende Vorschläge zum Heil der Kleinwaldbesitzer auf Grundlage der Association, zur Bildung einer Forstgenossenschaft, Nutzung der Privatwälder in Verbindung mit Änderung der Grundsteuerbemessung und Errichtung einer staatlichen Holznutzungsanstalt. Befriedigt überliest Walch das Gutachten und erbittet zum Schluß desselben die Ermächtigung zur ungesäumten Vornahme aller nötigen Arbeiten. Wie Seppel vom Dienstgang heimkam, muß er nach rasch eingenommener Stärkung das inhaltreiche Schreiben zur Post im Grabendorf befördern.

Walch aber, nun ganz in seinem Element, erteilt den angetretenen Schichtarbeitern seine Befehle zur Holzbringung, besichtigt sämtliche Geräumte bis hinauf zu den Hochstockungen in mühsamer Wanderung, die ihn manchen Schweißtropfen kostet. In der Wirrnis ist's ein beschwerlich Klettern über die gestürzten, durcheinander liegenden Stämme, ein Kriechen durch die zu Boden geworfenen Wipfel und Baumkronen, durch wirres Geäst. Oft muß der sonst in seinem Revier so vertraute Forstbeamte den

Taschenkompaß zu Rate ziehen, um sich orientieren zu können, denn Bruch und Wurf haben den Wald verändert, den Geräumten ein fremdes Ansehen gegeben.

Wie es unheimlich rauscht im schwerverwundeten Walde! Der Wind zieht über das Leichenfeld; milder denn früher, klagend, wie bereuend die eigene Unthat.... Verstummt sind die Sänger des Waldes; sie flüchteten eiligst, als mit der Windsbraut das Verderben gekommen. Nur einzelne Meisen suchen ängstlich piepsend nach ihrer vernichteten Heimat und umflattern die gefällten Baumriesen. Auf seiner Wanderung ist Walch allmählich gegen das Grabenende zu gekommen, wo gleichfalls der Windbruch böse gehaust und die wenigen Stockungen im Privatbesitz schwer mitgenommen hat. Auch hier liegt das Holz gebrochen, teils geworfen zu Boden, und wo bäuerliche Gewinnsucht gepaart mit Unverstand die Steilhänge bereits früher abgeholzt hat, sind Muhren abgegangen, so daß der nackte Fels zu Tage tritt, indes das Erdreich mit den Strünken und Wurzeln, zu einem Chaos geballt, tief unten im Graben liegt.

Am Hang des radikal abgeholzten Lärchkogels klaffen furchtbare Risse; der lange schwere Regen hat die Humusdecke gelockert und gehoben, es rieselt Geröll aus dem Kogelinnern stetig hernieder und Gestein kollert durch die Erdrinne der Sohle zu. Walch hält oben inne bei diesem Anblick; hier bereitet sich eine Katastrophe vor, von der

man im tiefer gelegenen Grabenhofe keine Ahnung zu haben scheint. Wie Walch nun überlegt, auf welche Art er am rascheſten zum Gehöft hinabgelangen kann mit Umgehung der gefährlichen Rutſchſtelle, da ſenkt ſich die Erdſchicht — ein furchtbarer Riß — ein Rutſchen — ein gräßlich Krachen — der Boden erzittert — die Oberfläche des Kogels mit Strünken, Felstrümmern und Geröll praſſelt in die Tiefe, alles mit ſich reißend. Ein ſchwarzer Staub wirbelt empor, dumpf ſchlägt die Muhr unten auf — das Gehöft iſt verſchwunden, mitgeriſſen in die Tiefe. . . .

Ein Ächzen des Schmerzes entringt ſich des Verwalters Bruſt, wie gelähmt ſteht er vor dieſem grauſigen Naturſchauſpiel, das mit einer furchtbaren Kataſtrophe geendet. Noch immer rieſelt Sand und Geröll von der Sturzſtelle im Muhrgang hinunter, haltlos gewordene Steinblöcke kollern nach, der Kogel verliert ſein Eingeweide und ſchüttet ſich völlig aus. . . .

Walch aber ſtürmt unbekümmert um Steinſchlag und Sturzgefahr hinunter ins Grabenende, um aus dem entſetzlichen Chaos Menſchenleben zu retten, wenn es noch möglich iſt. Was will ein winziger Menſch. . . .

Er erkennt bald, daß er allein nichts auszurichten vermag. Er haſtet hinauf ins Revier, holt die Schichtarbeiter und zieht mit ihnen wieder ins Ende, wo unter ſeiner Anleitung das Rettungswerk begonnen wird. Mit

Piken und Schaufeln wühlen sich die Holzarbeiter, Maulwürfen ähnlich, in das Muhrchaos; nach einigen Stunden stoßen sie endlich auf die Mauerteile des vernichteten Gehöftes, auf zertrümmerte Dielen und finden zwischen diesen eingeklemmt, zerschmettert den Endbauer, einen Knecht und eine Dirn mit eingedrücktem Schädel. Erschüttert stehen die Arbeiter; mancher wischt sich eine Zähre aus dem nassen Auge. Walch vermag sich, von neuen Fieberschauern erfaßt, kaum noch auf den Beinen zu halten; ein namenloses Weh erfüllt seine Seele. Auf einer aus geworfenen Fichten zusammengestellten Bahre, bedeckt von Wettermänteln, werden die Leichen hinaus ins Grabendorf getragen. Betend folgt dem Trauerzuge der Forstverwalter. . . .

Noch immer unruhig ist's im Graben; die Wasseradern huschen und wühlen noch im Gehänge und lockern den Rasen; in armsdicken Strähnen rieselt Erde, Sand und Geröll hernieder und hüpfen haltlos gewordene Steine den Hang hinunter. Ein Prasseln und Knattern oben am „Brand“ erregt Walchs Aufmerksamkeit, der entblößten Hauptes dem Kondukt folgt, und rasch wirft er einen forschenden Blick zur Höhe. Vom Gehöft ist von der Thalsohle aus wenig wahrzunehmen. Was an Holz im Umkreise des Brandhofes stand, ist gebrochen und geworfen. Sollte ein Rutsch oben erfolgt sein? Blitzartig kreuzen in Walchs Gehirn die Gedanken; Hirzegger ist nicht zu

Hause, er wird sich noch in Haft befinden, Moni wird hilflos oben sein. Vielleicht droht ihr und dem Gehöft Gefahr. Scharf faßt Walch das Gehänge ins Auge. Plötzlich wirbelt vom Gehöft weißlicher Staub auf, es kracht und prasselt aufs neue, und nun springt der Verwalter in eiligen Sätzen den Berg hinan, pfadlos, den Klüftungen und Rissen im Hang ausweichend und den weichen, unterwaschenen Rasen, der unter jedem Tritte nachgiebt, benützend. Keuchend erreicht Walch die Höhe in dem Augenblicke, als die Riesenfichte tiefer sich ins Mauerwerk bohrt und die Mauern des Hauses wanken. Knechte und Dirnen springen schreiend aus dem Gehöft und retten sich ins Freie. Moni ist nicht darunter. Ohne Besinnen stürzt Walch ins erzitternde Haus. Gellende Angstrufe des zu Tode erschrockenen Gesindes begleiten sein tollkühnes Eindringen. Walch stürmt ins Wohngemach, dessen Decke wankt und abbröckelt. Moni ist nicht in demselben; er hastet durch Staub und Mörtelregen die Treppe hinauf, zwängt sich an der bereits ins Stiegenhaus eingedrungenen Sturzfichte vorbei zur Stube, wo er Moni vermutet. Ein Zittern läuft durch das Haus, die Einsturzgefahr ist aufs höchste gestiegen. Mit vor Aufregung bebender Stimme ruft Walch nach dem geliebten Mädchen, das endlich aus einer Stube tritt und fragend die Augen auf den Beamten richtet. „Das Haus stürzt ein!“ schreit Walch, faßt Moni an der Hand und reißt

das Mädchen fort im Gang zur Tenne hinüber. Im selben Augenblicke schlägt der Riesenbaum durch die weichenden Mauern völlig durch, zerschmettert krachend die Treppe und bleibt in klaffender Bresche der Länge nach liegen. Eine Staubwolke schlägt auf, Mauertrümmer stürzen nieder, Thürstöcke, Thüren, Möbel fallen prasselnd nach, Schutt bedeckt alles. Das Haus ist mitten durchgeschlagen, die eine Seite liegt in Trümmern, kahl ragt die Langhälfte auf, dieser Teil steht noch mit der unversehrt gebliebenen angebauten Tenne und dem Stall.

Über die Tennauffahrt hat Walch das Mädchen ins Freie gerettet. Bebend betrachtet Moni die Verwüstung und schluchzt von bitterem Weh erfaßt. Mit zärtlichen Worten tröstet sie der Verwalter, dann aber ruft er die Knechte herbei, um das Nötige zur Bolzung des Hauses, Wegräumung des Schuttes und der Trümmer zu veranlassen. Energisch, zielbewußt trifft Walch seine Anordnungen, sein persönliches Eingreifen ermutigt das Gesinde, das bislang fassungslos der Zerstörung gegenübergestanden. Alle Hände greifen zu. Die Knechte klettern auf das durchschlagene Dach und stützen mit aufgezogenen Balken die Mauern nach jeder Richtung. Die gewaltige Unheilsfichte wird zersägt, ihre Teile werden mit den Trümmern und dem eingestürzten Hausrat aus der Bresche fortgeschafft. Nach Verfluß einiger Stunden kann der Schaden bemessen, die Reparatur in Angriff genommen

werden. Walch verspricht weitere Hilfsmannschaft und gelernte Maurer und Zimmerleute aus dem Grabendorf, wenn nötig aus der Kreisstadt zu senden, und verabschiedet sich von Moni, die kaum weiß, wie sie dem wackeren Freunde innig genug danken soll.

„Vertrau auf Gott, Moni! Es wird alles noch recht werden!“ flüstert Walch, drückt dem Mädchen die Hand und verläßt den „Brand“ mit raschen Schritten, um auf kürzesten Pfaden das Dorf zu erreichen. Seine Befürchtung, daß er im Grabendorf nicht die benötigte Anzahl Bauhandwerker finden werde, bewahrheitet sich alsbald, und kurz entschlossen wandert der Forstverwalter noch am späten Abend hinaus zur Kreisstadt. Früh morgens schon trifft Walch ein Abkommen mit den Maurer- und Zimmermeistern, die, als sie Hirzeggers Namen hören, wenig Geneigtheit zeigen, auf dem Brandhofe Arbeit zu übernehmen. Walch vermag kaum eine Betroffenheit zu verbergen; unwillkürlich fragt er, weshalb man Bedenken trage, sich mit Hirzegger einzulassen. Die Meister drücken sich um die offene Antwort herum und reden sich auf anderweitige dringende Arbeit hinaus, die auch bar bezahlt werde.

Jetzt glaubt Walch klar zu sehen und mit Bestimmtheit erklärt er, daß auch Hirzegger nach Fertigstellung der Reparaturbauten prompt erledigen werde. Die Handwerksmeister aber wollen daran nur dann glauben, wenn

der Verwalter hierfür gutstehe. Walch, dem es daran liegt, Moni so rasch als möglich aus Angst und Sorge zu bringen, leistet durch Handschlag die gewünschte Garantie, fordert aber zugleich unumwundene Aufklärung über das dem Brandbauer gezeigte Mißtrauen. Diese lautet wenig erbaulich dahin, daß Hirzegger sich kaum noch über Wasser halten könne, nachdem ihm Baumer, der Holzhändler, die geliehenen Gelder gekündigt und Klage auf Subhastation gestellt habe.

„Was, der Baumer?“ platzt Walch erschrocken heraus.

Die Meister nicken, und aus ihren Mienen ist leicht zu erkennen, daß sie den für verloren halten, welchen ein Baumer zu Gericht schleppt.

Walch bekundet das regste Interesse für Hirzeggers Schulden an Baumer. Doch nur vom Hörensagen vermögen die Handwerksmeister ihm Auskunft zu geben. Sodann wird durch Handschlag vereinbart, daß Walch für die Baukosten auf dem Brandhause aufkommt und sich hinterher mit Hirzegger auseinandersetzt. Die vorsichtigen Geschäftsleute wollen eben nur dem als vermöglich bekannten Forstverwalter kreditieren, und keine Lauferei zu Gericht haben um das sauer verdiente Geld.

Walch begiebt sich, als die Kanzleistunde begonnen, zu Amt seiner vorgesetzten Behörde. Im Vorzimmer des Domänenrates wartend, fällt dem Verwalter das eisige Verhalten des Kanzleipersonales sofort auf, doch ist er zu

stolz, um der Ursache solch' kühler Behandlung nachzuforschen. Auch tröstet sich Walch damit, daß sich Schreiberseelen immer höher dünken als der Chef selber. In drückender Schweigsamkeit und Langweile verrinnt eine lange Stunde, bis endlich drinnen in der Amtsstube des Rates Sesselrücken die Anwesenheit des gestrengen Chefs ankündigt. Walch klopft an die Thüre; ein barsches „Herein!" klingt nicht sehr ermutigend für den Besucher.

Im Drehsessel vor einem mächtigen, mit Aktenstößen schwer beladenen Schreibtisch wendet sich der Rat um, und der kleine, weißhaarige Mann fixiert mit tückisch funkelnden Augen den sich devot verbeugenden Beamten. Den ehrerbietigen Gruß ignoriert der Chef völlig; mit scharfem Ton fragt er: „Sie sind Walch aus dem Graben? Es ist eine Ungezogenheit von Ihnen, die schon vor zwei Tagen ergangene Citation zu Amt zu ignorieren und nach eigenem Belieben zu erscheinen!"

Walch richtet sich hoch auf, frei blickt er dem Vorgesetzten ins Auge und spricht mannhaft: „Herr Rat wollen berücksichtigen, daß ich keine Kenntnis von einer Citation habe!"

„Wie?"

„Ich komme aus eigenem Antriebe. Von einer Berufung ist mir nichts bekannt; ich habe eine Citation nicht erhalten!"

„So, nicht erhalten! Es wird ja immer besser!

Das Schriftstück muß im Forsthause liegen! Sie wissen davon nichts! Das beweist, daß Sie nicht zu Hause waren, sich, weiß der Teufel wo, herumtreiben und Amt Amt sein lassen!"

„Herr Rat — —!"

„Keine Unterbrechung, wenn ich rede! Sie haben einer Citation unter allen Umständen Folge zu leisten, auch dann, wenn Sie nichts davon wissen, verstanden! Mir wird überhaupt Ihr Dienstgebahren nicht bloß rätselhaft, sondern auch im höchsten Maße peinlich! Sie treiben Sachen, Sie machen Geschichten in Ihrem Dienstbereich, die es geraten erscheinen lassen, Sie in Disziplinaruntersuchung zu ziehen!"

„Herr Rat — —!"

Wütend fährt der Chef auf, verläßt den Drehsessel und stellt sich pfauchend vor dem hageren, ihn um halbe Körperlänge überragenden Forstverwalter auf. „Sie haben zu schweigen, wenn ich rede! — Von Fall zu Fall machen Sie empörende Uebergriffe! Sie haben einen entlassenen Finanzer, der nicht den blassen Dunst vom Forstwesen hat, zum Kanzlisten aufgestellt! Das ist unerhört! Sie haben einen Steuerdefraudanten pekuniär unterstützt, für ihn die Strafe gezahlt! Also machen Sie gemeinsame Sache mit Steuerhinterziehern und Staatsfeinden! Sie werden diesbezüglich mit dem Staatsanwalt Bekanntschaft machen!"

„Aber, Herr Rat!“

„Zum Teufel! Lassen Sie mich ausreden!“

„Bin ich zum Zuhören oder zur Auskunft citiert worden?“

„Schweigen Sie! Es ist ohnehin eine Gnade, wenn ich mit Ihnen noch rede! Ich könnte sogleich Sie vom Dienste entheben und Untersuchung anhängig machen!“

„Wie's beliebt, Herr Rat! Ich stehe jederzeit zur Verfügung! Nur protestiere ich gegen jegliche Einmengung in Privatsachen!“

Nun höhnt der Chef: „So, protestieren wollen Sie auch noch! Das ist ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet! Sie wollen wohl auch protestieren, daß wir uns Ihr Verhalten dem Hirzegger gegenüber näher besehen, he?! Sie haben — ich weiß das vom Bezirkshauptmann — dem recherchierenden Gendarm gegenüber den gegen Sie als Amtsperson verübten Gewaltakt beschönigt, verschleiert, absichtlich gemildert! Sie wollten den Gendarm gar von seiner Dienstpflicht abhalten! Und warum? Weil sich der Herr Forstverwalter nicht entblödet, mit einer Bauerndirne ein Verhältnis zu unterhalten! Saubere Zustände das!“

„Herr Rat, ich verbitte mir — —!“

„Was, ‚verbitten‘ auch noch! Noch ein Wort, und ich verbitte mir Ihre Anwesenheit, verstanden! Aber wir sind noch nicht fertig miteinander! Wissen Sie, was Sie

gethan haben, als Sie den Gendarm hinderten, gegen die Brander vorzugehen?"

„Ich habe Mord verhindert an Wehrlosen!"

„Famos! Ganz ausgezeichnet! Wehrlose waren das, Wehrlose mit Beilen und Holzhacken in der drohend erhobenen Faust! Bravo! So einen kaiserlichen Beamten haben wir uns schon lange gewünscht! Man wird Sie im Panoptikum, Abteilung Raritätenkabinett, aufstellen mit der Überschrift: Hier ist zu sehen ein verrückt gewordener kaiserlicher Beamter! — Sie werden das Nähere noch von der politischen Behörde hören, deren Citation Sie wohl auch zu ignorieren beliebt haben!"

„Mir ist auch davon nichts bekannt!"

„Das kennt man schon! Ihr Fraternisieren mit den Brandbauern bricht Ihnen noch den Hals, das sage ich Ihnen heute schon! Sie haben Ihr Leben dem Staat, Ihrem beschworenen Dienst zu widmen, nicht aber den aufrührerischen Bauern, verstanden! Sie haben geduldet, daß Kahlhieb ohne jede Anmeldung vorgenommen wurde!"

„Herr Rat, nun wird's zu bunt!"

„Was erfrechen Sie sich?"

„Durchaus nichts! Aber Herr Rat scheinen den Außendienst so gut wie gar nicht zu kennen! Plänterung und Kahlhieb, wie überhaupt jede Schlägerung hat das Forstaufsichtspersonal der politischen Behörde zu über=

wachen und zu ahnden, nicht der ärarische Forstbeamte! Und in den mir unterstellten Forsten ist nicht ein Baum gefällt worden."

„Nicht ein Baum, brav! Aber zahlreiche Geräumte liegen zu Boden nach Ihrem eigenen Bericht, der sich liest, als sei er von einem Verrückten erstattet! Niemand anders als Sie, ja Sie selbst, hat diese Devastation auf dem Gewissen und zu verantworten! Sie haben ringsum kahlschlagen lassen, Sie sind schuld, daß der Waldschutzverband gelockert, der Wind eine Angriffsfläche für die ärarischen Waldungen gefunden hat!"

„Waaas?"

„Kommt Ihnen jetzt das Verständnis?! Ja Sie sind schuld! Und gesetzt den Fall: Sie haben die Citation wirklich nicht erhalten — weil Sie wohl auf dem Brandhof oder bei der Defraudantentochter zu ‚thun' hatten —, so beweist Ihr angeblich freiwilliges Erscheinen in der Direktion klipp und klar nichts anderes als das Bedürfnis, sich zu entschuldigen. Sie wollen sich reinwaschen und die Ursachen der Kalamität auf andere Schultern abwälzen! — Und was den verrückten Bericht und die famosen Vorschläge betrifft, so haben Sie es lediglich Ihrem bisher ungetrübten Leumund zu danken, wenn wir nicht Böswilligkeit gegen die Direktion annehmen. Uns einen Zusammenschluß der frondierenden Waldbauern, eine Kommunität der Kleinwaldbesitzer,

Grundsteuerregulierung i. e. Steuerverminderung, bessere Forstnutzung zu Gunsten der Waldfeinde, und schließlich auch noch Errichtung einer Staatsnutzungsanstalt — hahaha! — zu proponieren, das ist ebenso frech wie verrückt! Ja verrückt und frech! Wenn ich jenes Schriftstück an die höhere Instanz leite, sind Sie ärarischer Forstverwalter gewesen! Schon der Antrag zur Aufhebung des Brandverbotes muß zu Ihrer Pensionierung führen! Begreifen Sie denn nicht, welche Stellung Sie einnehmen? Erst propagieren Sie bei der politischen Behörde das Brandverbot —"

„Das habe ich nicht gethan!"

„... oder doch wenigstens scharfe Durchführung rationeller Maßnahmen auf der Basis der Forstwirtschaft, und hinterher paktieren Sie mit den Brandern und empfehlen die Aufhebung des Brandverbotes! Für solch charakterfeste Förster bedanken wir uns! Ich rate Ihnen, sofort um Ihre Pensionierung einzukommen! Thun Sie das nicht, dann wird die unumgänglich gewordene Untersuchung unzweifelhaft zur strafweisen Dienstentlassung und zum Verlust jeglichen Pensionsanspruches führen! Überlegen Sie sich meinetwegen die Sache! Ich erwarte binnen drei Tagen Ihr Pensionierungsgesuch. Und zur Waldräumung wird ein Kommissär entsendet werden! Adieu!"

Schnaubend hockt sich der wütende Rat in seinen

Drehstuhl, indes Walch, die Zähne zusammengepreßt, das Zimmer verläßt. Beim plötzlichen Aufreißen der Thür stößt er auf die Schar der Schreiber, die offenbar an derselben gehorcht haben, und nun überrascht zurückprallen. Bitter lächelnd greift Walch nach seinem Hute und begiebt sich aus dem Amtsgebäude ins Freie. Er braucht frische Luft wie der Fisch das Wasser. Wie ein Betrunkener schwankt er durch die Gassen der Kreisstadt, und seine Gedanken drehen sich wirr im Kreise. Er soll schuld sein an Windbruch und Wurf! Walch muß gegen seinen Willen lachen, doch dieses Lachen klingt gezwungen, es ist mit bitterstem Herzleid vermengt. Ist er oder der Chef über Nacht verrückt geworden? — — — —

Ein Spaziergang an den Ufern der Mur beruhigt in etwas die aufs höchste angespannt gewesenen Nerven. Dann sucht Walch den Bezirksrichter auf, der von einer Vorladung nichts weiß und den Verwalter auch gar nicht benötigte, da Hirzegger seine That vollständig eingestanden hatte und bereits zu drei Wochen Gefängnis verurteilt worden sei. Mit einem Gefühl der Erleichterung verläßt Walch das Gerichtsgebäude, um alsdann den Bezirkshauptmann aufzusuchen, wo der Chef den Empfang verweigert, und dem Verwalter bedeutet wird, daß seine Gegenwart nach Abtretung der Akten an das Gericht nicht mehr vonnöten sei.

Kopfschüttelnd tritt Walch den Heimweg an. Wo

der Irrenarzt nötiger sei, bei ihm oder beim Chef, darüber kann keine Frage mehr bestehen. Fest entschlossen ist Walch, auf seinem Posten zu bleiben; er will abwarten, wie die Dinge laufen. Mag im geworfenen Wald der Borkenkäfer, später die Nonne auftreten, seine Schuld ist es dann nicht. Die Verantwortung trifft die Bureaukraten der Domänendirektion. Und sägen diese ihn trotz treuester Pflichterfüllung ab, dann, ja dann will er erst recht im Graben bleiben und versuchen, als Privatmann seine Pläne zum Wohle der Waldbauern zu realisieren, und wenn sein ganzes Vermögen für dieses hohe Ziel geopfert werden sollte.

Eine Woche ist verflossen, und ruhig ist's im Graben geworden. Die Bauern und Keuschler haben fleißig gearbeitet, die Schäden allenthalben auszubessern und das geworfene Holz einigermaßen aufzuarbeiten. Walch hat einige Tage zugewartet und die bereits angeworbenen Arbeiter auf Halbschicht gestellt. Wie aber weder ein Kommissär, noch ein Dienstschreiben mit einer Ordre kam, vermochte sein Dienstgewissen nicht länger mehr zu schweigen. Es wäre unverantwortlich, dem schweren Schaden auch noch die Bostrichus-Kalamität und das Nonnenunglück hinzuzufügen, und so erteilt der Verwalter den Arbeitern Befehl, mit ganzer Schicht die gefallenen Stämme zu entästen und zu entrinden und zum Verkauf wie Transport herzurichten. So viel Kassa befindet sich

noch in der Kanzlei, um die Schichten für die allernächste Zeit auszubezahlen. Was später wird, muß eben abgewartet werden.

*
* *

Die schwere Waldkatastrophe hat sowohl das Brandverbot, wie die ob der Übertretung desselben von der Behörde gefällten Geldstrafen zurückgedrängt; das Denken und Händerühren der Grabenbauern galt zunächst der Schadenausbesserung und Verwertung des gebrochenen und geworfenen Holzes. Die Art der Nutzung des letzteren freilich verursachte Kopfzerbrechen genug, und mit Ingrimm nahmen die Bauern die Arbeiten im Staatsforste wahr, die auf nichts anderes hinauslaufen können als auf einen möglichst raschen und jedenfalls vorteilhaften Verkauf. Der Staat wird dabei immer noch ein Geschäft machen, während die Bauern das Nachsehen haben werden. Bietet doch Baumer, der von Hof zu Hof zieht, einen ganz schandbaren Preis für Blochholz, so niedrig, daß selbst der ärmste Kleinhäusler herausfindet, daß die Nutzung des Blochholzes zu Brennzwecken noch einträglicher sei als ein Verkauf an Baumer. Aber der in alle Gehöfte der Brandbauern geflatterte Exekutionsbefehl, die Folge für die nicht bezahlte Strafe, drängt zu einem baldigen Entschluß. Die geängstigten Bauern müssen Bargeld auf die Hand bekommen, sie müssen die Strafe zahlen,

um nicht wegen geringer Strafen um Haus und Hof gebracht zu werden. Die Exekution mit ihren enormen Kosten fürchtet jeder Bauer; man kennt die Fälle, wo Witwen und Waisen wegen lächerlich kleiner Summen die letzte Habe, den winzigen Grund und Boden, die Heimat verloren haben.

Den wie einen Marder nach Geflügel herumschleichenden Holzhändler Baumer hat auch Walch auf seinen zahlreichen Reviergängen beobachtet und dessen Thätigkeit unschwer erraten. Walch kennt die gegenwärtige Notlage der Bauern, wie das Ziel des Holzwurmes, der aus dem Elend des Kleinwaldbesitzers Gewinn ziehen will. Und darüber sinnend, kommt dem Verwalter ein Gedanke, eine neue, ihn lebhaft bewegende Idee, in deren fast plötzlicher Verwirklichung er den ihn begleitenden Gehülfen wie Schnapper beauftragt, sämtlichen durch Windbruch und Wurf betroffenen Bauern auf den morgigen Sonntag nach dem Gottesdienst „einzusagen", d. h. sie auf's Forstamt zu citieren in jedermanns eigenstem Interesse. Zugleich soll den Bauern geraten werden, das gefallene Holz unter keinen Umständen an Baumer zu verkaufen.

Sowohl Schnapper wie Seppel guckten den Verwalter verwundert an, doch wagte keiner einen Widerspruch, und gehorsam vollzogen sie die im Gebirge übliche „Einsagung", indem sie teils die Bauern persönlich verständigten, teils in deren Abwesenheit den Auftrag zum Er-

scheinen bei Knechten oder Mägden hinterließen. Auf dem Thörlanwesen nahm der Thörler den Befehl mit unbändigem Gelächter auf und höhnte Seppel, daß dieser es für geraten hielt, sich, bevor ihm die Galle ins Blut steigt, zu entfernen. Der Thörler kalkuliert aber gleich darauf ganz ernsthaft, was die „Einsagung“ zu bedeuten haben könne. So viel kennt er von den Obliegenheiten eines ärarischen Forstbeamten, um zu wissen, daß dieser so gut wie gar nichts zu befehlen hat, daß ihm eine Forstpolizeibefugnis gar nicht zusteht. Um eine Einsagung von dieser Stelle braucht sich ein Waldbauer also nicht im geringsten zu kümmern. Hingegen macht den mißtrauischen Thörler die Bemerkung, daß an Baumer kein Holz verkauft werden solle, stutzig. Dahinter steckt etwas, doch kann der Thörler nicht darauf kommen, was der Verwalter mit dieser Anregnng bezwecken will. Sollte der Staat mit seinem Wurfholz auch dasjenige der Kleinwaldbesitzer behufs besserer Preiserzielung veräußern wollen? Doch daran ist ja gar nicht zu denken! Der Staat als Fürsorger seiner armen Angehörigen?! Schön und praktisch wäre solche Fürsorge, man könnte dem Ärar aufrichtig dankbar dafür sein, aber wahrscheinlich ist es nicht. Was aber kann der Verwalter wollen? Nun und nimmer etwas Gutes! Er ist Forstmann durch und durch und deshalb Feind der Waldbauern; er muß es wenigstens sein als Forstverwalter und ärarischer Beamter.

Er ist schuld, daß die Strafen für das Branden gekommen sind; er wird so lange geschürt haben, bis das Brandverbot wirklich erlassen worden ist. Der Gutmütigste kann diesem Forstmessias nicht trauen, und der Thörler ist alles eher als frommgläubig und gutmütig. Er haßt den Verwalter. Und wie der Thörler sein gerettetes Kind in der Wiege schlummern sieht, fühlt er nicht Dankbarkeit im Herzen, sondern ein bitteres Gefühl aufsteigen. Fast wäre es dem Thörler lieber, wenn die Wiege samt Inhalt fortgerissen worden wäre; lieber das Kind verloren als diesem verhaßten Forstmenschen für die Rettung danken zu müssen. Bisher hat sich der Thörler auch noch nicht bedankt; aber just jetzt fühlt er selbst, daß er über ein Dankeswort nicht werde hinüberkommen. Das Gewissen mahnt ganz niederträchtig zu solcher Ehrenpflicht, und die Neugierde dafür, was Walch wohl den Waldbauern vorschwätzen werde, wächst so stark, daß der Thörler noch am Abend beschließt, der Einsagung morgen Folge zu leisten. Anhören kann man den Forstteufel ja, und falls er zu üppig wird, kann man ihm seine Teufelsklauen ja stutzen. Dazu ist der Thörler wahrlich der Mann dazu in Vertretung des sonst noch schärfer dreingehenden Hirzegger, den der Verwalter ins Loch gebracht hat. Und gleich dem Thörler ergeht es auch den meisten Waldbauern, die die Einsagung nicht zu fassen vermögen. Einige darunter sind

so perplex, daß sie dem vorsprechenden Holzhändler hiervon Mitteilung machten und Baumer um seine Meinung befragten. Wenn dieser Holzfuchs je ein dummes Gesicht gemacht hat, war es in diesem Moment, und der sonst bei ihm übliche Pfiff durch die Zähne erstarb dem Holzhändler vor Überraschung. Baumer sagte gar nichts und ließ die Bauern verblüfft stehen. Er wüßte wahrlich nicht, was er dazu sagen sollte. Der unerhörte Fall muß erst überlegt werden. Jedenfalls aber muß Baumer dieser Versammlung beiwohnen, selbst auf die Gefahr hin, hinausgewiesen zu werden. Und weiß Baumer erst, was der offenbar übergeschnappte Verwalter will, dann soll der Domänendirektion ein gehöriges Licht aufgesteckt werden. Zu trauen ist Walch nicht, seine Beseitigung ist von höchster Wichtigkeit für den Holzhändler, der einen unbestechlichen, pflichttreuen Waldbeamten nicht gebrauchen kann. Baumer trollt schweigsam, in Gedanken versunken ins Grabendorf hinaus, wo er nächtigt, um morgen rechtzeitig im Forsthause erscheinen zu können.

Mit bewölktem Himmel, doch warm ist der Sonntagsmorgen angebrochen. Der lind wehende Wind trägt die Glockentöne vom Dorf herein in die Grabenstille. Meist Weibervolk ist zur Kirche gezogen; diesmal brennt die Neugierde, die Erwartung eines besonderen Ereignisses zu sehr den Bauern im Blute, die deshalb lieber gleich zum Forsthause wandern, und sich vor demselben auf=

stellen, rauchend und leise schwatzend. Schnapper und Seppel tragen, von den Bauern angestarrt, einen Tisch vor das Haus und stellen einen Stuhl davor, ein Vorgang, der den Bauern die Überzeugung aufdrängt, daß es zu einer Amtshandlung kommen werde. Allmählich schwillt die Menschenversammlung an, immer größer wird der Haufen vor dem Forsthause, und wie gar der Thörler anrückt, steigt die Erwartung aufs höchste. Von allen Seiten wird der Thörler bestürmt, seine Ansicht über die Einsagung kund zu geben, doch dieser lächelt pfiffig vor sich hin und sagt, um seine eigene Unkenntnis nicht zu verraten, gar nichts, weshalb er um so mehr als heller Kopf angestaunt wird.

Um sich gegen jeden Vorwurf, besonders gegen jenen, die Bauern vom sonntäglichen Kirchenbesuch abgehalten zu haben, zu sichern, läßt Walch, der in der Kanzlei an seinen Tabellen arbeitet, die Bauern warten bis zur elften Stunde. Dann erst tritt er vor das Haus, erwidert die Grüße der Bauern durch freundliches Händewinken und steigt über den Stuhl auf den Tisch.

Das haben die Bauern nicht erwartet; ein Staunen durchfliegt ihre Reihen. Ein Amtieren auf dem Tisch, das ist was Neues! Mit lauter Stimme hebt Walch nun an: „Liebe Bauern! Ich habe euch auf heute nach Schluß des Gottesdienstes einsagen lassen, um euch eine wichtige Mitteilung, einen Vorschlag zu euren Gunsten

zu machen. Hört mir aufmerksam zu! Ihr wißt alle, welch Unglück uns nach der Überschwemmung durch den Windbruch und Windwurf getroffen. Der ärarische Wald ist zum großen Teil vernichtet, und mit euren Kleinhölzern sieht es nicht besser aus. Was ihr vom „Branden“ noch übrig gelassen hattet, hat euch der Wind genommen. Wie der Staat nun besorgt sein muß, aus der Katastrophe weiteres Unglück zu verhüten und das Wurf- und Bruchholz rasch zu verwerten, so müßt ihr als Waldbauern gleichfalls darauf bedacht sein, für euer Holz möglichst gute Preise zu erzielen. Einzeln könnt ihr das nicht, und was euch der Holzhändler bietet, ist so wenig, daß es vernünftiger ist, Kahl- oder Brennholz daraus zu machen.“

„Das ist nicht wahr!“ ruft der mittlerweile angelangte Baumer dazwischen, und in rascher Drehung wenden die über diese Unterbrechung verdutzten Bauern die Köpfe nach dem Holzhändler.

Doch scharf erwidert Walch: „Es ist wahr! Und just Ihr seid derjenige, der viel von der Notlage unserer Waldbauern auf dem Gewissen hat. Ich verbitte mir jede weitere Unterbrechung, sonst mache ich von meinem Hausrecht Gebrauch! Es ist nur mein guter Wille, wenn ich Euch der Versammlung anwohnen lasse. Euch, Baumer, ist nicht eingesagt, Ihr habt Euch also jeder Bemerkung zu enthalten. Thut Ihr es nicht, so lasse ich Euch weg-

führen! — Ich sage also noch einmal: Einzeln, jeder für sich werdet ihr Waldbauern aus euerm Wurfholz keinen anständigen Preis erzielen. Ihr braucht aber Bargeld angesichts der drohenden Exekution so notwendig wie die Luft zum schnaufen. Ihr müßt euch sowohl jetzt wie für die Zukunft zusammenschließen behufs gemeinsamer Holznutzung! Ihr müßt eine Waldbauerngenossenschaft bilden zur forstlich vernünftigen Waldpflege, zur Waldnutzung durch Verkauf hiebreifen Holzes nach der Forsttaxe zu guten Preisen, nicht um Schleudergeld! Euer gefährlichster Feind ist nicht der Förster oder Verwalter des ärarischen Waldes, euer Todfeind ist der Holzhändler, der euch beschwatzt, Holz am Stock ‚überhapps‘ zu verkaufen, der euch auf Schritt und Tritt betrügt, euch im Preise drückt, euch zum Kahlhieb veranlaßt! Und was durch das unvernünftige Abholzen erreicht wird, das habt ihr alle erlebt. Denkt an den Erdrutsch am abrasierten Feichtkogel! Denkt an die Vernichtung des Grabenendhofes! Schaut euch die Grabenhänge an! Überall Rutschung, Verwüstung, Steinschlag, Verödung, Vernichtung von Wald, und dadurch des ertragfähigen Bodens! Was ich euch vorschlage, wird nicht augenblicklich bezüglich Besserung von Wiesen- und Feldgrund wirken. Aber die Zukunft wird besser werden, eure Kinder und Kindeskinder werden den Nutzen erleben und euch ins Grab hinein danken für vernünftige Waldpflege und Auf-

forstung. Schließt ihr aber jetzt schon einen Bund, bildet ihr eine Genossenschaft, so könnt ihr bessere Holzpreise erzielen, ihr könnt nach der Forsttaxe und den wirklichen Marktpreisen euer Holz, das jetzt im Massenanfall da ist, doch noch gut verkaufen, so daß im ganzen bitteren Unglück doch noch ein Körnchen Glück zu finden ist."

Jetzt kann sich der Thörler nimmer halten, er ruft dazwischen: „Wer soll denn so ein Geschäft leiten, he?"

Walch lächelt, wie er den vordrängenden Thörler erblickt, auf dessen Einmischung er ja gefaßt gewesen ist, und wendet sich zu diesem: „Wer dieses Geschäft des Genossenschaftsholzverkaufes leiten soll? Nun, jedenfalls der Gescheiteste, Geschäftsgewandteste und Branchekundigste von euch!"

Betroffen lassen die Bauern die Köpfe hängen, und der Thörler verstummt.

Walch bemerkt die Enttäuschung, die Selbsterkenntnis der Grabenbauern augenblicklich, und das Verstummen seines Hauptwidersachers erfüllt ihn mit Genugthuung. Mit lauter Stimme spricht er weiter: „Ich lese es auf euren Gesichtern, daß nicht viel Kundige für solche Holzgeschäfte unter euch zu finden sind. Das ist nun keine Schande und auch nicht zu verwundern. Es liegt das in der Natur eurer kleinen Verhältnisse. Ich will euch aber verkünden: Schließt ihr euch zu eurem Nutzen und Wohle zusammen, liefert jeder sein bestes Holz, so will

ich jedem sein Quantum bemessen, nach der Forsttaxe, die immer die beste im Vergleich zum Preisdruck des Händlers ist, abschätzen, und, um euch in ganz besonderem Maße Hilfe in schwerer Not zu bieten, gleich bar ausbezahlen!“

Überrascht schreien die Bauern durcheinander, und der Thörler brüllt: „Nix da! Ein Geschäft will er machen! Glaubt ihm nicht! Er ist der größte Gauner!“

Und Baumer höhnt in schrillen Rufen: „Habt ihr's gehört! Schaut ihn an, den saubern Forstner! Er will selber handeln, euch betrügen! Der ist schlechter noch als der schlechteste Holzwurm!“

Der Lärm schwillt zum Tumult an; heftig wogt der Meinungsstreit hin und her. Die alten Bauern neigen auf Walchs Seite, denn den Wert seiner Vermittlung sehen sie leicht ein und begreifen den daraus erwachsenden Nutzen. Die Jüngeren hingegen leihen den Hetzreden der Thörler und Baumer ihr Ohr und glauben an schmutzige Nebenabsichten des Försters um so leichter, als sein Angebot zur Vermittlung etwas Unerhörtes, noch nicht Dagewesenes ist.

Walch selbst schaut doch etwas betroffen über die unerwartete Wirkung auf die Gruppe lärmender, erregter Bauern, unschlüssig für den Augenblick, wie er sich Gehör und Ruhe verschaffen, die verbohrten Bauern aufklären, zum Verständnis seiner uneigennützigen Aufopferung bringen soll.

Tonangebend im wüsten Lärm, aufstachelnd gegen den Förster ist hauptsächlich der Thörler, der brüllend verkündet, daß er für seine Person und seinen Anhang nicht mitthun werde und vom Förster nichts wissen wolle. Den „Grünen“ sei niemals zu trauen; was sie versprechen, klingt honigsüß, aber immer müsse der Bauer den Honig bezahlen, ohne ihn zu kriegen. Lug und Trug sei alles!

Die verhetzten Bauern heben die Fäuste drohend gegen Walch empor; es scheint, als wolle sich die Menge am Förster vergreifen, zum Lohn für seine edle Aufopferung.

Besorgt reden Seppel und Schnapper, die sich neben dem Tische, auf welchem Walch steht, aufgestellt haben, auf ihren Chef ein, die Versammlung zu schließen und auf ein unerreichbares Ziel zu verzichten. Doch Walch schüttelt den Kopf, noch giebt er seinen Plan nicht verloren. Mit Stentorstimme fordert er Ruhe, und allmählich werden die Schreier still. Aufs neue legt Walch los: „Ihr Bauern seid doch wirklich dümmer, als es erlaubt ist! Daß ihr mein Anerbieten, das wahrlich ehrlich und gut für euch gemeint ist und mich unter Umständen schweres Geld kosten kann, als Lug und Trug auslegt, das ist schlecht von euch, kommt aber nicht aus eurem Herzen, sondern nur aus dem Munde des Holzhändlers, der sein Geschäft vereitelt sieht. Und der andere Schreier

ist der ehrsame Thörler, der immer mit dem Kopfe durch die Wand will und der sich dafür rächen will, daß ich ihm sein Kind ohne Erlaubnis aus den Wellen gerettet habe. Ich will aber dem Thörler gar keinen weiteren Gefallen erweisen; ich will ihm kein Verkaufsvermittler sein! Ich will bloß denen helfen, die freiwillig zu mir kommen, vertrauensvoll, die Bargeld brauchen und nicht wissen, wie sie ihr Holz anbringen können. Helfen will ich euch, nicht euch betrügen! Und wer das nicht glaubt, bleibe weg! Ich dränge mich niemandem auf. Aber um Eines bitte ich alle Vernünftigen und Wohlgesinnten: Haltet zusammen! Einigt euch zu einer Genossenschaft! Nur das bietet Rettung, nur das bringt Segen! Seid ihr vereinigt, so will ich euch ein weiteres Opfer bringen: Ich werde meine Amtsstellung niederlegen und ohne Lohn, ohne Gehalt, ohne jede Entschädigung die Arbeit eures Genossenschaftsförsters übernehmen! Ich will für euch arbeiten und schaffen, ich will die Waldungen für euch verwalten und nutzen! Das will ich, so wahr mir Gott helfe!"

Walch hält inne, er bebt vor Erregung und sucht aus den Mienen der Bauern zu lesen.

Da ruft schrill Baumer: „Glaubt ihm nicht! Er wird nächstens so wie so entlassen und weggejagt, und sucht jetzt auf diese Art Stellung auf eure Kosten!"

Empört über diesen Einwurf springt Schnapper vom

Tische weg, drückt sich durch den Menschenwall zu Baumer hin, und ehe man nur ahnen kann, was vorgeht, hat Schnapper den Holzhändler schon am Halse gepackt und niedergeworfen. Ein wildes Ringen beginnt, andere mischen sich ein, ein Geraufe wogt hin und her, und vergebens schreit Walch auf die Menge ein, Ruhe zu halten. Der Thörler hetzt und sucht durch kräftige Hiebe auf Schnapper, den Holzhändler zu befreien; Anhänger Walchs hingegen klopfen auf die Opposition. Die Altbauern retirieren und retten sich aus der raufenden Menge in den Hausflur, wo die angsterfüllte Brigitte zetert. Seppel bleibt zum Schutze seines Vorgesetzten wie angewurzelt am Tische stehen, kampfbereit den Stuhl in den schwieligen Fäusten haltend. Angesichts des wüsten Geraufes giebt Walch selbst alles verloren; er steigt vom Tisch herab, bleich im Gesicht, die Zähne aufeinandergepreßt. Solchen Leuten ist nicht zu helfen; ein Narr ist, wer sich für sie opfert.

Ein Ruf: „Der Gendarm kommt!“ ertönt, und augenblicklich prallen die Bauern auseinander. Schnapper läßt den zerbleuten Holzhändler los und kehrt, klein verrissen, an den Tisch zurück, wo Walch erwartungsvoll dem avisierten Gendarm entgegensieht. Doch Prasinger kommt nicht allein; ein Herr in Uniform, gefolgt von einem Schreiber, nähert sich gleichfalls dem Forsthause.

Lautlos drücken sich die meisten Bauern von dannen;

nur die verbissenen Gegner des Verwalters harren aus, wie in Erwartung besonderer Dinge, und der Thörler pflanzt sich auf, als sei er die Hauptperson im Forsthause. Die Hoffnung aber, daß sich die erwartete Scene in ihrer Gegenwart abspielen werde, erweist sich als trügerisch. Wohl geht der Beamte auf den Forstverwalter zu, grüßt militärisch und fragt, ob er mit Herrn Walch spreche. Auf die Bejahung dieser Frage und höflichen Gruß Walchs jedoch, erklärt der entsendete Kommissär, daß das Weitere in der Kanzlei zu erledigen sein werde.

Walch geleitet die Beamten der Direktion mit schuldigem Respekt in die Amtsstube, indes die zurückgebliebenen Bauern mit offenen Mäulern stehen bleiben. Schnapper und Seppel tragen Tisch und Stuhl wieder ins Haus und fordern das Häuflein der zum Förster haltenden Altbauern auf, draußen zu warten.

Nach einer Stunde wohl kommt Walch, bleich bis in die Lippen, aus der Kanzlei, und begiebt sich in die Wohnstube. Brigitte will jammernd über die Verzögerung das abgestandene, verdorrte Mittagsmahl auftragen, doch Walch winkt ihr ab; er bedarf heute keiner Nahrung. Er ruft Schnapper ins Zimmer, rüffelt ihn wegen des zwar gutgemeinten, doch unangebrachten körperlichen Eingreifens, und eröffnet ihm, daß Schnappers Heimat im Forsthause zu Ende sei, nachdem der Kommissar mit Heutigem die Verwaltung übernehme. Schnapper zuckt

zusammen, eine Thräne stiehlt sich aus dem Auge und perlt die Wange hinunter.

Weich sagt Walch: „Es ist deswegen nicht aus zwischen uns beiden! Sie bleiben im Gehalt bis auf weiteres und werden mit mir und Brigitte einstweilen ins Dorf hinausziehen. Nur hier haben wir Obdach und Stellung verloren. Der Graben aber soll, so Gott es will, unsere Heimat bleiben! Richten Sie Ihre Habe, wir ziehen noch heute aus. Das Mobiliar wird morgen mit Fuhrwerk geholt werden!"

Schnapper vermag nur mit einem Händedruck stumm zu danken und entfernt sich seufzend.

Walch aber ruft Seppel herein, um ihm zu eröffnen, daß er nunmehr den Herrn Kommissar als Vorgesetzten zu betrachten, ihm Gehorsam zu leisten habe.

Der Gehilfe starrt den Verwalter mit offenem Munde an, fassungslos, wie niedergeschmettert.

„Hast mich nicht verstanden, Seppel?"

„Na, Herr Verwalter!"

„Dann muß ich es dir wohl nochmal sagen: Ich bin meiner Stellung enthoben, der Herr Kommissar übernimmt heute die Forstverwaltung, er ist jetzt dein Vorgesetzter. Ihm hast du Gehorsam zu leisten in allen dienstlichen Angelegenheiten!"

„Wenn ich mag, schon! Aber ich mag nicht, Herr

Verwalter! Wenn Sie gehen, geh' ich auch! Ohne Sie mag ich nimmer weiter dienen! Ich quittier'!"

„Aber, Seppel! Du wirst ja brotlos, wenn du austrittst! Was willst denn anfangen dann?"

„Das ist mir wurst! Wenn Sie gehen, geh' ich auch! Und ich bitt', Herr Verwalter, nehmen S' mich mit Ihnen! Wo Sie sind, will ich auch sein, und wenn's uns noch so schlecht gehen sollte. Ich kann arbeiten, bin kräftig, ich kann alleweil noch einen Holzknecht stellen! Mit Verlaub, wenn's notwendig wird, ich arbeit' für uns, und Hunger brauchen S' nicht zu leiden, Herr Verwalter, so lang' ich gesund auf den Füßen bin!"

Treuherzig hält der wackere Bursch dem Verwalter die Hand hin. Tief gerührt schlägt Walch ein, wehmütig lächelnd, und sagt: „So weit wird es nicht gefehlt sein, Seppel! Aber ich danke dir für deine gute Meinung, deine Anhänglichkeit! Ich werde dir das nie vergessen! Doch überleg' es dir wegen des Austretens!"

„Da giebt's nichts zu überlegen! Ich quittier' noch heut', und wenn ich meinen Monatslohn verlieren sollte!"

„Na, wenn es dir Ernst ist, so melde dich ab beim neuen Verweser!"

„Das soll gleich besorgt werden!" ruft Seppel und begiebt sich in die Forstkanzlei.

Walch hingegen tritt aus dem Hause zur Gruppe der wartenden Altbauern und setzt diesen die neue Lage

auseinander. Sein gegebenes Wort wird er halten, jetzt mehr denn je. Wegen des Holzverkaufes sollen die Bauern ihn morgen im Sternwirtshause, im Grabendorf, aufsuchen, das Bloch- und Grubenholz anfahren, worauf abgeschätzt und ausbezahlt werde. Ganz betrübt entfernen sich die Altbauern. Walch aber wendet sich jetzt zum trotzig stehenden Thörler, um auch diesem Mitteilung zu machen, daß die biederen Grabenbauern endlich vom mißliebigen Verwalter befreit seien. Sie hätten jetzt einen Verweser, bis der neue Verwalter komme, und sie sollen jetzt nur den Herrn Kommissar mit ihrem Vertrauen beehren.

Der Thörler guckte groß; eine Verlegenheit bemächtigt sich seiner, der er nicht Herr werden kann; unwillkürlich zieht er den Hut vor Walch und entfernt sich dann stumm, mit gesenktem Kopf. Ihm trotten seine Anhänger nach, verdutzt, schweigsam.

Und die Letzte, die von der veränderten Sachlage verständigt wird, ist die alte Brigitte, die erst bitterlich weint, später aber ihrem Zorn gegen die Domänendirektion entrüsteten Ausdruck giebt durch Zerschmetterung einiger Töpfe und Teller, die klirrend auf dem Steinflies der Küche zerschellen.

Walch steigt alsdann zum Mittelgebirg hinan, und Schnapper hinauf zur Rodung.

Brigitte packt Koffer und Kisten mit einem Eifer,

daß ihr der Schweiß auf die Stirne tritt. Gegen Abend trifft sie der Kommissar bei dieser Beschäftigung und fordert von ihr die Bereitung einer Abendmahlzeit und Unterkunft für die Nacht. Aber da kam er schön an. Mit einer Zungenfertigkeit sondergleichen setzt die alte Haushälterin dem Beamten auseinander, daß sie im Privatdienst des Herrn Forstverwalters, nicht im ärarischen Dienst stehe, und daß ihr der Herr Kommissar gar nichts, aber auch gar nichts zu befehlen habe, und sich, wenn er Hunger habe, von seinem Schreiber etwas kochen lassen solle, d. h. falls er das nötige Kochgeschirr besitze. Was in der Küche sich befinde, sei Privateigentum, es sei nicht ein ärarisches Häferl vorhanden.

Vergeblich versuchte der Beamte die erboste Haushälterin zu beruhigen und umzustimmen. Je mehr er sprach, desto wütender ward Brigitte, und so blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als nach Abschluß der Kanzlei sich mit dem Schreiber ins Grabendorf zu begeben, um dort die Mahlzeit einzunehmen und zu übernachten.

Stolz auf ihren Sieg, rüstete Brigitte aber dann ein Essen zurecht, das ein Abschiedsmahl werden solle, das letzte Mahl im Forsthause.

* *
*

Still ist's auf dem Brandhofe; schläfrig liegt der Hofhund in der Sonne, die Hühner haben sich im Sand eingebettet und halten behagliche Siesta. Die Knechte haben den Sonntag Nachmittag zu einem Gang ins Grabendorf benützt, und auch von den Dirnen ist die eine und andere auf Besuch in benachbarten Gehöften fort. Bloß die Küchendirn benützt die freien Stunden auf ihrer Kammer zur Flickarbeit.

Die Bresche im Gehöft ist völlig wieder aufgebaut, nur der Verputz fehlt noch. Das Dachgespärr glänzt in frischen Balken und im Sonnenschein blinken die frisch eingesetzten Schindeln, den Kontrast gegen das verwitterte alte Dach verstärkend. Kalkspritzer, Mörtel, Sandflecke und vertretener Schutt um das Gehöft geben Kunde, daß Bauhandwerker in regsamer Arbeit hier gewaltet haben. Mächtige Haufen von Rinde sind aufgetürmt, wo früher Fichten und Lärchen standen, und das Stammholz ist wie blankgehobelt, zum Transport bereitgestellt, alles auf Befehl Monis, die damit den Beweis geliefert, daß sie, ohne forstliche Kenntnisse zu besitzen, doch von Forstnutzung etwas versteht. Wenn man einen Förster liebt, ist's nicht zu schwer, sich in forstliche Praxis etwas einzuarbeiten.

Mit einer Näharbeit beschäftigt, sitzt Moni auf der Bank vor dem Hause und giebt sich ganz dem weihevollen Zauber des stillfriedlichen Sonntages hin. Nur

die vernichteten Bäume stören den harmonischen Eindruck, sie erinnern zu sehr an die Windkalamität und den damaligen Kampf der Elemente. Würziger Harzduft entströmt den Haufen aufgeworfenen Fichtengeästes, das später als Streu verwendet werden soll. Monis Gedanken verweilen abwechselnd beim eingekerkerten Vater, von dem sie keine Kunde mehr erhalten, seit der Gendarm ihn weggeführt hat, und bei Hubert, der sich nun auch schon eine Weile nicht mehr sehen ließ auf dem Brandhof. Was ihn nur vom Besuch abgehalten haben mag? Solange der Vater nicht zu Hause ist, könnte Hubert doch kommen; später freilich wird dies nicht mehr thunlich sein, denn der Vater wird kaum versöhnlicher vom Gefängnis heimkehren, der Zwist wird eher verschärft werden. Moni seufzt bei diesem Gedanken. Trüb fürwahr ist die Zukunft; an eine endliche Vereinigung mit Hubert ist schier gar nicht zu denken. Der Vater wird den Herzensbund niemals zugeben und segnen. Ohne Vaters Einwilligung aber kann Moni bei aller innigen Liebe Hubert die Hand zum Ehebunde nicht reichen. Der Hund hebt den Kopf und windet scharf gegen den Pfad hin, der vom Thal herauf zum Hofe führt. Sein leises Knurren erregt Monis Aufmerksamkeit; sie hält in der Arbeit inne, und blickt auf den Steig. Plötzlich springt der Hund auf und eilt in lustigen Sprüngen fort.

Sollte der Vater kommen? Oder ist's gar Hubert, der zu Besuch heraufkommt?

Moni erhebt sich, legt das Nähzeug auf die Bank, und geht den Pfad entlang. Und da taucht Walchs hagere Gestalt auf, vom wedelnden Hofhund umsprungen. Moni eilt dem Geliebten entgegen mit geöffneten Armen und wirft sich aufjubelnd an seine Brust. „Hubert, mein Hubert!"

„Gott grüße dich, mein Lieb!" flüstert Walch und drückt einen innigen Kuß auf die ihm sehnsuchtsvoll dargebotenen Lippen des herzigen Mädchens.

Traut umschlungen zieht das schmucke Paar zum Hause und läßt sich auf der Bank nieder.

Munter sprudelt die Rede von Monis Lippen; es giebt ja so viel zu erzählen. Stolz weist das Mädchen auf die geleistete Holzarbeit, und neckisch fragt Moni, ob der Herr Forstverwalter damit nach forstlichen Begriffen zufrieden sei.

Ein Schatten fliegt über Walchs Gesicht bei Nennung seiner Diensteswürde.

„Was hast du nur, Hubert?"

„Ach! Doch erfahren mußt du es ja, Moni! Ich bin gekommen, dir das Bittere zu sagen!"

„Du erschreckst mich!"

„Nun, zum Erschrecken ist es nicht, wenn auch nicht gerade erfreulich! Höre zu, Moni! Forstverwalterin kannst du auf Erden nimmer werden!"

„Großer Gott! Was sagst du? Liebst du mich nicht mehr? Hast du, der mir stets Tröster war, die Hoffnung aufgegeben?“ Angstvoll blickt das Mädchen in Walchs verdüstertes Antlitz und umklammert seinen Arm.

Wehmütig lächelnd meint der Forstmann: „Nicht so ist's gemeint, mein Lieb! Man hat mich der Dienststellung enthoben und in Anklagezustand versetzt.“

„Dich entlassen —? Ich faß' es nicht!“

„Es ist so, mein Herz! Der Domänenrat, offenbar aufgehetzt, schiebt die Schuld am Windbruch und der ganzen Katastrophe mir zu, er macht mich verantwortlich! Mein Bericht mit Verbesserungsvorschlägen für die Lage unserer Waldbauern ist übel aufgenommen, nicht verstanden worden, und die Folge davon war meine Suspendierung vom Dienst, der wohl die Pensionierung, wenn nicht gar die strafweise Entlassung folgen wird. Bin ich also nicht mehr ärarischer Forstverwalter, so kannst du naturgemäß nicht Forstverwalterin werden! Verstehst du das?“

Aufatmend, wie von quälender Sorge befreit, nickt Moni und meint dann lieblich lispelnd: „Weil es nur nicht das andere war!“

Walch zieht das Mädchen an sich und flüstert Moni ins Ohr: „Also wär' dir der Abschied schwerer geworden, als der Verlust meiner Stellung?“

Das Mädchen nickt unter Thränen, die Walch von den süßen Augen küßt.

Sich erhebend sagt Moni dann: „Doch nun komm, besieh dir die unter meiner Leitung verrichtete Arbeit im geworfenen Holz! Ich hoffe, das Richtige getroffen zu haben auch ohne forstliche Kenntnisse!“

Arm in Arm schlendert das Paar hinüber, voll froher Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, wenn auch die Dienstentlassung einen trüben Schatten geworfen hat.

Walch erörtert seine Pläne dem aufmerksam zuhorchenden Mädchen, wie er nun, sobald er passendes Quartier gefunden, als Privatmann im Graben bleiben und, so es gelingt, die Bauern zu einer Genossenschaft zu vereinen, Societätsförster werden und sich ganz dem Wohle der schwerbedrohten Waldbauern widmen wolle. Gegen den Privatmann werde hoffentlich der Haß sich mildern, und vielleicht wird auch Monis Vater weniger schroff dem Herzensbunde gegenüberstehen. Das Mißtrauen und der Haß galt ja doch hauptsächlich nur der Dienststellung des ärarischen Forstbeamten. So meint Walch, und Moni, nun selber das Beste hoffend, stimmt dem Geliebten eifrigst bei. Ein inniger Kuß im stillen Hain besiegelt die Unterredung.

Ein Rascheln wird vernehmbar, eben will das Paar die Umarmung lösen, da saust ein Knüppel schneidend durch die Luft — Hirzegger ist's, der leise den Steig heraufgekommen, sich dem verhaßten Beamten von rückwärts genähert hat und in blinder Wut Walch mit einem

wuchtigen Hieb auf das Haupt niederschlägt. Wie vom Blitz getroffen fällt Hubert zu Boden und reißt Moni im Sturz mit sich. Ein schrilles Hohngelächter aufschlagend, betrachtet der Brandbauer den gefällten Feind, der nun wohl auscaressiert haben und Moni in Ruhe lassen wird.

Das Mädchen hat inzwischen die gräßliche Situation erfaßt und schreit gellend um Hilfe, wobei sie mit der Schürze das von Walchs rünstig geschlagenem Hinterhaupt träufelnde Blut zu stillen versucht. „Du hast ihn getötet, Vater!“ jammert herzzerbrechend das unglückliche Geschöpf.

Doch der Bauer wettert: „Der hat, was er schon längst verdiente! Schrei’ nicht so! Du lockst ja die Leute hierher! Er wird nicht gleich sterben! Und wenn, dann ist ein Lump weniger auf der Welt! Ruhig jetzt, oder —!“

„Er stirbt, großer Gott, er stirbt! Hubert, ach, nur ein einzigmal öffne die Augen! Hubert, mein Alles!“

Verzweifelnd umklammert Moni den Körper des betäubten Mannes.

Hirzegger zischt: „Ruhig, sag’ ich, oder ich schlage auch dich nieder!“ und sucht Moni wegzureißen. Doch nun kommt die Küchendirn, von den Hilferufen aufgeschreckt, herangestürmt, und fluchend läßt Hirzegger die Tochter los. Moni verlangt Wasser und Leinen; hastig läuft die Magd zurück, um das Gewünschte zu holen.

Hirzegger schärft dem Mädchen ein, nichts zu verraten, und begiebt sich in das Gehöft. Ihm ist der Anblick des niedergeschlagenen Beamten nun selbst unheimlich; ihn peinigt, so wenig er das auch äußerlich verraten will, Reue über die jähe, heimtückische That; er ist mit sich selbst zerfallen und sucht Betäubung im langentbehrten Schnaps, alles weitere der Tochter überlassend.

Von der Magd unterstützt, hat Moni Walchs Kopf verbunden, und beide Mädchen tragen nun den Bewußtlosen ins Haus, wo Walch in Monis Stube untergebracht und gebettet wird. Die Magd muß ins Dorf laufen und von dort einen Boten zum Arzt in der Kreisstadt senden. Indessen erneuert Moni zeitweilig den nassen Verband und hält Wache unter heißen Thränen und Gebeten.

* *
*

Frühzeitig am Morgen nach diesem ereignisreichen Sonntag im stillen Graben, verbringt das zu Walch haltende Häuflein Altbauern das Nutzholz aus den vernichteten Beständen zu Wagen hinaus ins Grabendorf, wo ausgespannt und im „Stern" eingestellt wird, während die Holzfuhrwerke in langer Reihe auf der Straße stehen gelassen werden. Vor dem Kruge Bier harren die Bauern auf den „Forstmessias", der ihnen das Holz zu

gutem Preise abnehmen und bar auszahlen soll, wie er es gestern versprochen. Nochmal sprechen die Bauern den Vorfall des Langen und Breiten durch und erörtern das Verhalten des Försters, von dem wahrlich anzunehmen ist, daß er in uneigennütziger Weise nur das Beste für die Waldbauern wolle, wiewohl er ein Forstbeamter sei. Bloß das sei nicht schön von ihm, daß er die Leute so lange warten lasse. Ein richtiger Waldmann müßte doch schon längst aus den Federn sein, aber von Walch ist nichts zu hören und nichts zu sehen. So vergeht Stunde um Stunde, bis sich endlich einer von den Altbauern aufrafft und die Kellnerin fragt, ob der Herr Forstverwalter denn noch nicht aufgestanden sei. Die Antwort lautet verblüffend genug, daß der Verwalter gar nicht im „Stern“ übernachtet habe, überhaupt noch nicht gesehen worden sei. Jetzt sitzen die vertrauensseligen Holzbauern verdutzt beisammen und wissen nicht, was nun beginnen. Das Holz wieder heimzufahren und mühsam die Hänge hinaufzuschleppen, das ist ein Unding; auf der Straße können sie es aber auch nicht aufsichtslos liegen lassen. Zur Holzbewachung will sich niemand bequemen ohne Entschädigung. Auf Walch zu warten — hm, wer weiß wann der Verwalter kommt! Was nun machen? Es ist nicht schön, daß er die ihm vertrauenden Bauern so schmählich sitzen läßt, die jetzt zum Schaden auch noch den Spott haben. Eine Schande ist's,

so mit den Leuten umzugehen! Aber so sind sie, diese Beamten; einer ist wie der andere! Bauernschinder bleiben sie alle ihr Lebenlang! Sprecher sind sie, wortbrüchige Planer, Maulhelden! Immer mehr reden sich die Bauern in Entrüstung und Wut und trinken dazu, bis nur mehr das Bier aus ihnen spricht. In dieser Stimmung trifft sie der Holzhändler Baumer an, der das angefahrene Nutzholz längst mit Kennerblick besichtigt und den Zweck der Anfuhr erraten hat. Absichtlich hat er die Bauern, nachdem er die Kellnerin heimlich nach der Anwesenheit des Försters ausgeforscht und die Gewißheit erlangt hatte, daß Walch nicht im „Stern“ übernachtete, warten und sich in Ärger trinken lassen. Er will sie mürbe sehen, um sie um so sicherer ins Garn zu bringen. Jetzt deucht ihn der richtige Moment gekommen; gelassen tritt er in die qualmige Zechstube, grüßt die Bauern freundlich, doch nimmt er nicht an ihrem Tische Platz, sondern setzt sich an den nächsten Tisch und bestellt gleichfalls eine Halbe Bier. Diese Absonderung ärgert die Holzbauern; sie erblicken in ihr eine Zurücksetzung und Geringschätzung, die um so unangenehmer wirkt, als die Bauern, nachdem sie Walch im Stich gelassen, ihre Hoffnung auf den Holzhändler setzen müssen. Im Ärger und Bierdusel fragt denn auch einer der Holzbauern, ob sie vielleicht dem Herrn zu schlecht seien für eine Gesellschaft an einem Tisch. Darauf hat Baumer bloß gewartet; dennoch giebt

er nicht sofort Antwort, sondern mißt die Bauern erst mit einem langen Blick und sagt dann endlich: „Das wohl nicht! Aber so viel ich verstehe, wartet ihr ja nicht auf mich, sondern auf den „Forstmessias“! Da will ich mich nicht eindrängen! Er zahlt ja besser als ich, wenn — er überhaupt kommt!“

Der Hieb sitzt, die Bauern lassen die Köpfe hängen. Der Pfiffigkeit des Holzwurms sind sie nicht gewachsen.

So wird es Mittag. Walch ist noch immer nicht gekommen, und Baumer thut nichts, aber auch gar nichts dergleichen, als läge ihm etwas am Kauf des angefahrenen Holzes. Den Bauern wird schwül. Das Holz wollen, müssen sie los werden, der Heimweg ist weit und beschwerlich. Die einzige Hoffnung ist jetzt Baumer, den sie gewinnen müssen. Sie fordern den Holzhändler jetzt direkt auf, an ihrem Tisch Platz zu nehmen, denn der wortbrüchige Verwalter komme ja doch nimmer.

Baumer thut den Bauern den Willen, doch mit einer Herablassung, die etwas Verletzendes hat, und höhnisch meint der Händler: „Also der ‚Messias‘ kommt nimmer! Das glaub’ ich selber! Er läßt euch im Stich, wie er noch jeden zappeln gelassen hat, der so dumm war, ihm und seinen Versprechungen zu glauben! Na, euch hat er nicht schlecht am Narrenseil herumgeführt! Wie mochtet ihr nur glauben, daß er im Ernst daran dachte, euch das Wurfholz abzunehmen?!“ Schier einstimmig versichern die

Bauern, daß Walch es ihnen doch ausdrücklich versprochen habe.

„Ja, versprechen und halten ist zweierlei! Er hat euch sauber sitzen lassen! Ihr seid aber nicht die Einzigen! Die Forstdirektion hat er auch sitzen lassen! Jetzt amtiert ein Kommissar drinnen im Forsthause! Da wird bald ein anderes Lüftel wehen! Es war auch höchste Zeit, daß es so gekommen! Ich sage euch: der „Forstmessias“ ist ein Schwindler, nichts anderes! Der nächstbeste Holzhändler ist ein Engel von Ehrlichkeit gegen diesen Gauner mit Honigworten auf den Lippen!“

Schüchtern wagt einer der Altbauern zu fragen, ob Baumer etwa Lust habe, ihnen das angefahrene Holz abzukaufen, und motiviert die Anfrage mit dem beschwerlichen, bald anzutretenden Heimweg. Der Händler thut, als habe er die Frage nicht gehört, und trinkt bedächtig aus. Wie gerufen, steht die Kellnerin neben ihm, und will nach dem leeren Glase behufs frischer Füllung greifen. „Halt, Weiberl! für einen Frühschoppen ist es jetzt wahrlich genug. Zahlen will ich!“

Die Bauern gucken sich verlegen gegenseitig an, die Situation wird bedenklich. Geht Baumer jetzt ohne zu kaufen, so müssen sie ihr Holz wirklich wieder heimfahren. Sie haben dann einen Arbeitstag verloren, eine schwere Zeche zu bezahlen, Mühe und Strapaze beim Heimschleppen der Bloche, und obendrein kein Bargeld. „Hol

der Teufel den wortbrüchigen Walch!“ flucht einer, und die anderen gröhlen mit.

Der listige Händler mahnt jedoch ab: „Ihr müßt nicht so schimpfen und lästern! Vielleicht kommt der Förster doch noch! Er zahlt euch dann sicher noch Wartegeld und die Zeche drauf!“

„Nichts zahlt er! Er kommt nimmer!“ brüllen die Bauern.

„Na, dann ist es für euch freilich schlimm! Ich selber brauche gegenwärtig kein Holz! Der Markt ist überschwemmt! Es giebt infolge des Windbruches Holz im Überfluß! Ihr seid zu bedauern! In Bruck kriegt ihr gar nichts dafür und müßt noch Wegmauth und Zehrung zahlen! Ist ein Elend jetzt mit dem Holzhandel!“

So scheinheilig bringt Baumer dies vor, daß selbst die vom Holzhandel gewiß nichts verstehende Kellnerin die List merkt und darüber lächelt. Die Bauern aber rücken immer dringlicher auf den Händler ein und erklären sich mit jedem Preise einverstanden, nur um das Holz nicht wieder heimfahren zu müssen.

Erneut versichert Baumer, leider gar keinen Bedarf zu haben, doch fragt er so nebenbei, wieviel Festmeter denn im ganzen angefahren seien.

Jeder beeilt sich, sein Quantum zu nennen. Wiewohl nun Baumer die Fuhren bereits früher abgeschätzt hat und genau orientiert ist, schlägt er jetzt vor gut ge-

heucheltem Erstaunen die Hände übern Kopf zusammen und ruft: „Du lieber Himmel! So viel und kein Absatz! Und ihr wollt wohl für den Festmeter Lärchen gar drei Gulden und für Fichten zwei Gulden haben?"

Erschrocken schreien die Bauern: „Nein, fünf Gulden für Lärchen, drei Gulden für Fichten!"

Gelassen erwidert der Händler: „So, so! Dann wartet nur auf den ‚Messias', der wird euch vielleicht solch unsinnigen Preis zahlen, wenn — er kommt!"

Der Hupfaufbauer fragt: „Wie viel wollt Ihr denn uns geben, Baumer?"

„Ich? Ach du lieber Himmel! Ich kann ja gar kein Holz brauchen!"

„Nun, so mach' du ein Angebot, Holzwurm!" meint der Rötzer.

„Kann ich nicht! Ist mir ganz unmöglich! Was soll ich mit dem Holz anfangen! Wär' totes Kapital, ohne Zinsen! Wer weiß, wann das Holz verkauft werden kann! Mehr wie zwei Gulden für Lärchen und einen Gulden für Fichten könnte ich nicht bieten, und den Preis wollt ihr nicht! Also ist das Reden vergeblich! Behüt' euch Gott mitsammen!"

Baumer will sich erheben, doch die nun zappelnden Bauern ziehen ihn an den Rockschößen wieder nieder. Hin und her wogt die Rede und der Handel; zäh bleibt

Baumer auf seinem Preis stehen, der für die Bauern nicht annehmbar ist, denn es ist ein unerhörter Schleuderpreis. Aber die Notlage ist groß, zwingend. Es versuchen die Bauern eine Steigerung zum letztenmal, doch Baumer bleibt unerschütterlich und betont immer wieder, daß er überhaupt nicht kaufen wolle. Im Feilschen und Handeln vergeht Stunde um Stunde, und schließlich bleibt der Händler Sieger. Man verläßt die Gaststube, Baumer mißt mit der Zange das Langholz ab, konstatiert, von Wagen zu Wagen gehend, das Quantum, schreibt alles ins Notizbuch, und sodann wird zur Berechnung und Auszahlung nochmals die Wirtsstube aufgesucht. Geschäftsgewandt fertigt Baumer jedem den Zahlzettel aus, fügt das Geld in Noten und Scheidemünze bei, und fordert sodann die Bauern auf, das Holz seitlich der Straße abzuladen. Entrüstet protestieren diese gegen diese Zumutung. Der Händler aber zieht gelassen die Zettel mit dem daraufgelegten Geld an sich und erklärt den Handel für nichtig. Entweder leihen ihm die Bauern Wagen und Pferde zum Transport ohne Entgelt, oder sie müssen das Holz abladen.

Das ist eine harte Nuß zum Knacken; die Bauern reden miteinander und kommen zum Entschluß, das Holz wie verlangt sofort abzuladen. Baumer steckt zum Schrecken der Waldbauern alles Geld wieder zu sich und sagt: „So! Nun ladet ordentlich ab! Ist's geschehen, so

wie ich es will, dann kommt wieder herein und ihr kriegt euer Geld! Mit euch muß man sich vorsehen! Drei Bauern sind fünf Spitzbuben! Ich trau' keinem über'n Weg! Also auf jetzt und abgeladen!"

Ingrimmig trollen die bierschweren Grabenbauern hinaus und verrichten die ihnen zugemutete Arbeit, die Baumer, die Hände bequem in den Hosentaschen, überwacht. Dann erst zahlt er wirklich aus. Viel bleibt keinem nach Bereinigung der Zeche und des Stallgeldes, doch sind sie wenigstens das Holz los. Dann wird angespannt und trübselig fahren die gehörig übers Ohr gehauenen Bauern heim in den stillen Graben.

Baumer aber bestellt eine Flasche vom Besten und läßt sich von der Kellnerin Gesellschaft leisten, die dem Händler zu dem guten Geschäft gratuliert. Wie dann Baumer weinschwer seine Stube im „Stern" zur Nächtigung aufsucht, lallt er vergnügt vor sich hin, daß der „Forstmessias" doch ein Prachtkerl sei. Ohne ihn bezw. sein Nichtkommen wäre das brillante Geschäft unmöglich gewesen.

*
* *

Nach wohlthuendem Schlafe, der von längerer Dauer gewesen zu sein scheint, da die Sonne hell und fröhlich zum Fenster hereinlacht, ist Walch erwacht. Mit staunenden Blicken betrachtet er die ihm völlig fremde Um-

gebung, die Stubeneinrichtung, die je gesehen zu haben, er sich nicht zu entsinnen vermag. Mancher Gegenstand im Kämmerlein deutet darauf, daß ein weibliches Wesen hier herrscht, solche Sauberkeit und zierliches Arrangement ist nicht Männersache. „Wie aber komme ich hierher?“ fragt sich murmelnd Walch, und wie um sein Gedächtnis zu stärken, befühlt er den Kopf. Ein trocken gewordener Umschlag auf dem Haupt bringt ihm alles mit jähem Ruck ins Gedächtnis, das Geplauder mit Moni und den Hieb mit dem Prügel von rückwärts. Offenbar hat Moni, die Herzensgute, ihn in ihr eigenes Kämmerlein verbracht, wo er, Gott weiß wie lange, besinnungslos gelegen. Was nur dem Hirzegger beifiel, aus dem Hinterhalt meuchlings einzuhauen? Wo Monis Vater weilen mag? Ein Herzklopfen befällt Walch bei dem Gedanken, daß Hirzeggers That bekannt geworden sein könnte. Gern will Walch die Schmerzen ertragen, wenn nur der Vater Monis nicht abermals in Haft genommen worden ist. Der Moni zu lieb will er schweigen, und sobald es seine Kräfte erlauben, das Haus verlassen. Walch versucht sich zu erheben; es geht zur Not, aber schwach, arg schwach ist er noch, und im Kopf fühlt er einen dumpfen Schmerz. Woher nur der intensive Haß des Hirzegger? Freilich wird den Vater das Beisammensein, das zärtliche Kosen mit Moni gereizt haben; Walch hätte besser gethan, nicht auf Hirzeggers Grund und Boden zu erscheinen. Aber

wer hat auch gedacht, daß der Brandhofer just in jener Stunde heimkehren wird?! Wie es auch kommen mag, der Vorfall soll totgeschwiegen werden, aus Liebe zu Moni.

Wie ordentlich seine Kleider auf dem Stuhl am Bett zurechtgelegt sind, fertig zum sofortigen Gebrauch. Es scheint wohl Moni selbst darauf gerechnet zu haben, daß das Schlimmste nun überwunden sei und Walch in Bälde werde aufstehen können.

Seltsames Stimmengewirr dringt herauf in die Kammer. Walch horcht verwundert auf. Was das bedeuten mag? Es ist, als riefe jemand in amtlicher Eigenschaft aus und andere antworten. Dazwischen klingt es, als schluchze jemand tiefunglücklich. Jäh durchzuckt Walch ein Gedanke, ihm fällt ein, was die Handwerksmeister zu Bruck damals vom Hirzegger sagten. Der Holzhändler wird ernst gemacht, die Klage eingereicht haben, und das Stimmengewirr bedeutet nichts anderes als die zur That gewordene Versteigerung des Hirzeggergutes! Da gilt es, sofort helfend einzugreifen, zu retten, was noch zu retten ist. Zitternd vor Schwäche verläßt Walch die Lagerstätte und kleidet sich an. Schwankend, taumelnd gewinnt er die Thüre; ihm ist's, als drehe sich die Welt um ihn. Doch entschlossen drückt er die Klinke auf; Walch nimmt alle Kräfte zusammen, und wenn es auch mehr ein Schleichen und Tasten ist, er schleppt sich die Treppe

hinab und schiebt den geschwächten, müden Körper in die Wohnstube, wo wahrhaftig Amtspersonen die Versteigerung vornehmen. Im Hintergrunde steht, die Hände vorm Gesicht, erschüttert schluchzend, Moni, und kreidebleich, stier vor sich hinblickend, Hirzegger. Und der, welcher das Unheil heraufbeschworen, der hartherzige Händler Baumer, weidet sich am Anblick seines Opfers und wohnt mit sichtlichem Vergnügen der Amtshandlung an, zu der sich wohl mehr aus Neugierde als zur Mitsteigerung einige Bauern aus der Nachbarschaft eingefunden haben. Walchs Eintritt durch die offenstehende Thür ist unbeachtet geblieben. Eine neue Schwäche befällt den Beamten, ihm schlottern die Kniee, schwarz wird ihm vor den Augen. Aber er zwingt sich, er muß jetzt, wo die höchste Gefahr droht, klaren Kopfes sein, es gilt der Geliebten die Heimat zu retten.

Im trockensten Amtston wird der Gesamtausrufspreis verkündigt. Baumer, offenbar sich der Lust halber beteiligend, bietet ein weniges mehr, der Sollicitator wiederholt den Bietpreis: „8050 Gulden sind geboten! Bietet niemand mehr? 8050 Gulden zum ersten ... — zum zweiten ...“

Walch stützt sich auf der Lehne eines Stuhles, mit bebender Stimme ruft er: „9000 Gulden!“

Baumer zuckt zusammen, ein tückischer Blick fliegt herüber. Verwundert sehen die Gerichtspersonen nach dem

plötzlich aufgetauchten Steigerer; Hirzegger starrt mit aufgerissenen Augen auf Walch, und seine Wangen röten sich. Moni hat die Hände vom Gesicht genommen, mit vorgebeugtem Körper lauscht sie, ihre Augen leuchten, ein Beben geht durch das zierliche Mädchen, das sich nur durch die Anwesenheit der Beamten abhalten läßt, dem Geliebten an die Brust zu fliegen.

Einen forschenden Blick auf den todesbleichen Steigerer mit verbundenem Kopfe hat auch der Ausrufer in die Ecke gesendet; die Erscheinung Walchs ist aber offenbar nicht als Scherz aufzufassen, deshalb beruhigt sich der Sollicitator und geschäftsmäßig, trocken wiederholt er: „9000 Gulden sind geboten! 9000 Gulden zum ersten, zum zweiten — Bietet niemand mehr?“

Baumer beißt sich auf die Unterlippe. Steigert er mit, so nützt er bloß dem Hirzegger, den er aber von Haus und Hof bringen will. Und da Walch mitsteigert, ist es aussichtslos, das Anwesen für einen Pappenstiel zu erringen. In diesen Erwägungen verstummt der schwer geärgerte Händler.

Der Ausrufer erteilt den Zuschlag: „9000 Gulden zum drittenmale! Der Ersteigerer trete vor und legitimiere sich!“

Jetzt kann sich Moni nicht mehr bemeistern, aufschluchzend wirft sie sich an Walchs Brust. Ein Flüstern geht durch den Raum. Baumer verläßt die Stube in

der Erkenntnis, das Spiel verloren zu haben. Nun da Walch, als vermöglich bekannt, das Anwesen ersteigert hat, wird er das dem Hirzegger geliehene Kapital ja binnen kurzem auf Heller und Kreuzer erhalten, der Hauptzweck aber ist vereitelt, das Spiel verloren und Moni mit, die Baumer auf diese Weise in seine Arme zwingen wollte.

Fassungslos steht Hirzegger wie zu Stein erstarrt.

Die Formalitäten über die Amtshandlung und den Zuschlag sind rasch erfüllt, da den Gerichtsbeamten der Forstbeamte und seine Verhältnisse persönlich bekannt sind. Das Protokoll wird unterschrieben. Teilnehmend erkundigt sich der Kreisrichter nach Walchs Befinden, denn das Aussehen deute auf eine eben überstandene Krankheit.

Walch vermag vor Schwäche kaum zu danken; mühsam bringt er die Bitte über die blassen Lippen, im Verfachbuch die Besitztitel nicht ändern zu wollen. Hirzegger soll Besitzer bleiben nach wie vor, die Schuld an Baumer werde in den nächsten Tagen durch Check auf die Postsparkasse in Wien getilgt werden, womit jegliche Gerichtsintervention hinfällig erscheine.

Dann sinkt Walch ohnmächtig nieder; Moni hatte nicht die Kraft, ihn zu halten, sie vermochte nur den Sturz in ein sanftes Gleiten zu mildern. Ihr Hülferuf bringt Leben in die Leute; man eilt um Essig und Wasser,

die Knechte tragen Walch wieder in Monis Kammer hinauf und bringen ihn zu Bett.

Die Beamten verlassen verwundert über den Vorfall das Gehöft. Wie es still und leer ist in der Stube, löst sich die Erstarrung in Hirzeggers Brust; er ächzt und stöhnt, und Thränen perlen über das verwitterte Gesicht. Verloren den Hof, und wiedergewonnen durch den Todfeind — — — — — — — — — — — —

# VI.

Walch ist, wenn auch noch bleich, so doch wieder so weit gekräftigt, um die dringendsten Arbeiten vornehmen zu können, ins „Sternwirtshaus" des Grabendorfes übergesiedelt, während die alte Brigitte, unterstützt von Schnapper, ein leerstehendes, gemietetes Bauernhaus, dessen Besitzer es vorgezogen hat, Fabrikarbeiter zu werden, zur Wohnung für ihren Gebieter einrichtet. Walchs erstes Beginnen war, durch den Notar in der Kreisstadt die Geldangelegenheit mit Baumer ordnen zu lassen.

Seine nächsten Schritte jedoch durchkreuzte, ohne es zu wollen und ohne von den Plänen Walchs eine Ahnung zu haben, die dralle Kellnerin im „Stern" durch die Erzählung von dem für Baumer so profitablen Holzverkauf. Walch horchte unwillkürlich auf und fragte nach näheren Details, die ihm die Kellnerin um so weniger vorenthielt, als sie ein größeres Trinkgeld erwartet. So erfuhr Walch, freilich etwas kräftig aufgetragen, wie die

Grabenbauern am bestellten Tage lange auf ihn gewartet, hernach höllisch geschimpft und geflucht, in ihrer Not aber schließlich ihr Holz zu einem Schleuderpreis an Baumer verkauft haben.

„Ach, ich konnte ja nicht kommen! Ich bin ja am Abend vorher krank geworden!“ fuhr es Walch heraus, und teilnahmsvoll fragte die Kellnerin, ob der Herr Verwalter wohl auf den Hinterkopf gefallen sei, da er dort eine so große Beule habe. Nun hat Walch keine Lust mehr, das Gespräch fortzusetzen. Er begiebt sich in sein Zimmer hinauf, um Briefe zu schreiben. Jetzt die von ihm im Stich gelassenen Bauern aufzusuchen, wäre zwecklos; sie würden ihm ja doch nicht glauben, selbst dann nicht, wenn er ihnen die That des Hirzegger unter Vorweisung der Beulen haarklein erzählen würde.

Ein Klopfen schreckt Walch aus der schriftlichen Arbeit auf; etwas unwirsch ruft er: „herein!“ Zu seinem Erstaunen ist der Besucher niemand anders als der Kommissar, der in seiner Ratlosigkeit zum Herrn Kollegen kommt, um sich von diesem Rat und Beistand zu erbitten.

Walch hüstelt, um seine Überraschung zu verbergen. Auf Schlimmeres als kühlen Empfang gefaßt gewesen, holt der Kommissar Atem und legt etwas übereifrig los: „Wissen S', Herr Kollege! Jetzt begreife ich Verschiedenes! Ich verstehe, was es heißt, in dieser Wildnis zu leben,

den harten Dienst zu vollziehen und trotzdem mit den Waldbauern zu hausen! Die Direktion hat von all diesen schier unüberwindlichen Schwierigkeiten des Außendienstes keine blasse Ahnung! Was sie dekretiert und herausschreibt, ist reines Blech! Ich bewundere Ihre Taktik, Ihren Diensteifer, Ihre Humanität! Sie müssen mir helfen, Herr Kollege! Ich bin nämlich in fürchterlicher Verlegenheit. Denken Sie nur: Ich soll auf Befehl das angefallene Holz aus Wurf und Bruch, wie Sie solches zum Verkauf herrichten ließen, zur Kreisstadt schaffen lassen, aber ich bekomme kein Fuhrwerk. Nicht einmal zum Herabriesen waren die Leute zu bewegen. Die Arbeiter streiken, sie verlangen höheren Lohn für die Tagschicht, und die Bauern verweigern jeden Gespanndienst. Was soll ich da machen, Herr Kollege? Wenn ich das alles an die Direktion berichte, wird mir heillos der Kopf gewaschen, aber niemand wird mir sagen, wie ich das Holz herausbringe! Und einen höheren Lohn kann ich nicht bewilligen, ich habe ihn ja im Gegenteil vermindert!"

„So, vermindert?"

„Aber natürlich! Nachdem der Domänenrat die von Ihnen gezahlten Löhne als enorm bezeichnet hatte, war doch eine Reduktion selbstverständlich, und die Arbeiter —"

„Haben dann gestreikt! Das ist auch selbstverständlich!"

„Aber, ich bitt' Ihnen, Herr Kollege, was soll ich machen?"

„Schreiben Sie hinaus, es solle der Domänenrat selbst die verworrene Angelegenheit schlichten!"

„Das trägt mir eine heillose Nase ein; er kommt ja doch nicht. „Der und Außendienst, hahaha!"

„Ja ja, ich weiß!"

„Na, sagen Sie doch, Kollegissimus, was soll ich machen?"

„Da ist nichts zu wollen. Doch das angefallene Holz kaufe ich!"

„Waas?"

„Ja ich kaufe! Erholen Sie gefälligst die Zustimmung zum Zuschlag, notabene ich kaufe das mindere Holz und werde dasselbe schon holen lassen, sobald Sie die Bewilligung zum Verkauf in Händen haben. Ich zahle die übliche Forsttaxe."

Der Kommissar starrt den Exverwalter an wie einen Geist, und in abgerissenen Worten stottert er: „Sie — kaufen — das — mindere — Holz?!"

„Gewiß! Nur das mindere, nicht Nutz- oder Grubenholz!"

„Ja, aber um Himmels willen, wozu brauchen Sie denn das mindere?"

„Das ist vorerst mein Geheimnis! Veranlassen Sie nur das Weitere!"

Nach kurzer Begrüßung verläßt der Kommissar die Stube mit der Überzeugung, daß Walch verrückt, komplett verrückt geworden ist.

Gegen Abend bringt Walch seine Briefe zur Post, und besichtigt sodann die notdürftig eingerichtete Wohnung, die er nach der Versicherung Brigittens in einigen Tagen wird beziehen können. Schnapper hat sich durch Nägeleinschlagen, Bilderaufhängen und dergl. nützlich gemacht, und arbeitet, daß ihm der Schweiß auf der Stirne steht. Die Dackeln haben die größte Freude an der Übersiedlung; im tollen Getriebe jagen sie durch das neue Heim, hüpfen auf die Betten, spielen auf den Sofas Fangemännchen zur Verzweiflung der Brigitte, die nicht mehr weiß, wie sie die Racker bändigen soll. Walch lacht aus vollem Halse und tröstet die keifende Alte, daß die Hunde schon wieder manierlich werden, wenn einmal definitive Ordnung im Hause sei. Von Schnapper begleitet, geht Walch zur Abendmahlzeit in den „Stern", in dessen Gaststube lärmend und lästerlich schimpfend der Thörler vor einem Glase Bier sitzt. Im Eifer übersieht derselbe das Eintreten Walchs und Schnappers und poltert los, daß die Fenster klirren. Zwei Grabenbauern horchen tabakqualmend zu, wie der Thörler wettert: „Eine schöne Wirtschaft ist das im glückselig machenden Staat! Sie werden bankerott, die Herren vom Steueramt! Können auf meine 20 Gulden Steuer nicht mehr warten! Und

das bißl Branden kostet auch drei Gulden Strafe! Herrlich ist's im Staat! Und billig! 15 Gulden betragen die Schätzungskosten, die Klagskosten auch so was an 8 Gulden, Einverleibungskosten oder wie das Zeug heißt 7 Gulden, die Schätzungskommission will schier an die 20 Gulden haben, und die Feilbietung muß ich auch noch zahlen, was in die 60 Gulden kosten wird! Es ist herrlich! Jetzt bin ich dem Staat an die 120 Gulden schuldig, und weil ich diese nicht zahlen kann, verjagt man mich von Grund und Haus und nimmt mir die Heimat! Hahaha! Eine Prachteinrichtung dieses Gericht und Steueramt! Morgen werden sie anrücken, die staatlichen Hautabzieher! Sie sollen nur alles nehmen! Nur so fort! Nieder mit uns Bauern und Kleinhäuslern!" Zufällig ist Thörlers Blick in die Ecke gefallen, wo Walch mit Schnapper sich niedergelassen haben, und die durch die Hängelampe hell erleuchtet ist. Der Thörler zuckt zusammen, eine böse Falte zeigt sich auf seiner Stirn, mit einem wilden Fluch schlägt er die Faust auf den Tisch, daß die Gläser hüpfen. Wild schreit der rabiate Bauer zum Tische Walchs hinüber: „Du bist uns noch abgegangen! Zeig doch, Forstmessias, was du kannst! Oder hilfst noch immer zum Staat, wiewohl sie dich weggejagt haben? Wirk' Wunder, Messias! Hahaha!"

Auf Walchs Antlitz spiegelt sich tiefer Ernst; die Erregung niederkämpfend erhebt sich der Förster. Stumm

blicken die Bauern auf ihn, wie er mit festem Schritt auf den Thörler zugeht, der plötzlich unschlüssig geworden ist und nicht weiß, wie er sich diesem unvermuteten Ereignis gegenüber verhalten soll. Walch bleibt vor dem Thörler stehen, sieht ihm ins Auge und sagt: „Wunder wirken kann nur unser Herrgott! Wenn du und die Grabenbauern über mich spotten, mich „Forstmessias“ nennen zum Hohn, so sei euch auch das wie aller Undank verziehen. Dir aber, Thörler, will ich etwas sagen: Du bist ins Unglück gekommen, dir droht die Exekution und bist in Gefahr, die Heimat, Haus und Grund zu verlieren. Niemand hilft dir, die Bauern sind selbst in Not und Gefahr, sie können dir nicht helfen! Du schreist in alle Welt, ich sei dein Feind! Nun denn: Ich, dein Feind, will dir helfen! Ich werde morgen vor Beginn des Gerichtsverfahrens den Betrag für dich zahlen!“

Still ist's in der Stube; nur die Uhr tickt in der Ecke. Die Bauern horchen mit offenem Munde, die Kellnerin wischt sich vor Rührung eine Thräne aus dem Auge. Auch Schnapper fühlt sich erregt. Der Thörler kämpft mit sich; der alte Haß und Trotz will ihn verleiten, das Anerbieten höhnend zurückzuweisen, der Gedanke aber an die Gefahr, die Heimat zu verlieren, der Gedanke an Weib und Kinder, die obdachlos werden, wenn ihm morgen Haus und Hof gerichtlich versteigert wird, drängt zur demütigen dankbaren Annahme. Dem

Thörler klopft das Herz, es hämmern die Schläfen, heiß steigt das Blut auf, die Kehle ist ihm wie zugeschnürt. Er möchte sprechen und bringt keinen Laut hervor.

Walch sieht diesen Kampf; gutmütig will er dem Feinde eine Brücke bauen, ihm die Annahme des Anerbietens erleichtern. „Es ist mein Ernst, Thörler! Nicht dir zu lieb, nein, deines Weibes, deiner Kinder wegen soll dir geholfen werden! Das Gericht soll deine Schwelle nicht überschreiten! Ich werde vor dem Hof auf die Herren warten und alles erledigen! Und damit du, was du wohl nötig hast, zum Weiterwirtschaften Bargeld auf die Hand bekommst, so will ich dir ein Stück schlechten Grund, von dem du keinen Ertrag hast, zur Bonitätstaxe abkaufen. Willst du, so mach' keine Faxen, hier meine Hand, schlag ein, und dir und den Deinen ist geholfen!"

Walch hält die Rechte hin über den Tisch. Die Bauern räuspern sich, um ihre Rührung zu verdecken, die Kellnerin wie der inzwischen eingetretene Wirt flüstern: „Ein braver, wackerer Mann, dieser Förster!"

Der Thörler ächzt und stöhnt; schon will er sich erheben und Walch die Hand reichen, doch fällt er wieder auf die Bank zurück und stottert: „Ich kann nicht! Ihr seid mein Feind!"

„Ich befeinde dich nicht, Thörler! Nur du bildest dir ein, ich sei dein Feind!"

„Ihr habt Absichten, sonst würdet Ihr nicht den

schlechten Grund für guten kaufen wollen! Was wollt Ihr mit dem schlechten Grund machen?"

„Nichts zu deinem Schaden, alles nur zu eurem aller Nutzen! Noch kann ich mich nicht über meine Pläne aussprechen. Giebst du zu gutem Preise den Grund nicht, auch recht, dann kaufe ich einen andern, gleichgiltig von wem. Mein Angebot, für dich Strafe und Steuer samt Kosten zu zahlen, stoße ich deswegen nicht um. Ich will dir helfen, Thörler, so oder so!" Nochmals hält Walch ihm die Hand hin, doch der Thörler sagt: „Ich kann nicht!"

Nun ist aber sowohl den Bauern, als auch dem Wirt die Geduld gerissen, und während Walch sich zu seinem Platze begiebt, reden sie ganz grimmig auf den widerhaarigen Thörler ein und werfen ihm die saftigsten Benennungen an den Kopf. Schnapper kann nicht anders, als Walch gerührt die Hand zu drücken und zu flüstern: „Wie seelensgut Sie sind!"

Walch wehrt ab durch die Aufforderung, einen kleinen Spaziergang im Mondenschein zu machen. Still verlassen beide die Gaststube und treten ins Freie. Stumm folgt Schnapper auf der Straße nach. Walch schreitet in Gedanken versunken in den Graben hinein, den mild der Mondschein verklärt. Schnapper will nicht stören, bleibt zurück und setzt sich auf einen Straßenstein, um hier auf die Rückkehr seines Herrn zu warten. Das Geräusch

nahender Tritte veranlaßt ihn, sich hinter einem Heckenzaun zu verbergen. Zwei Männer kommen das Sträßlein heran, in denen Schnapper zu seinem Erstaunen den Thörler und den eifrig in ihn hineinredenden Holzhändler Baumer erkennt. Leider verschlingt der Nachtwind das Meiste dessen, was Baumer eindringlich vorbringt. Nahe der Stelle, wo Schnapper auf Lauer liegt, scheint der Thörler zu einem Entschluß gekommen zu sein; die Männer bekräftigen durch Handschlag ein Übereinkommen, dann nimmt Baumer den Steig an, der zur Rodung am „Lärcher" führt. Verdutzt hebt Schnapper den Kopf und guckt dem Händler nach. Die eingeschlagene Richtung erweckt blitzartig einen Verdacht in Schnapper, und lautlos folgt er Baumer. Der Mond ist durch Wolken verdeckt, die dadurch entstandene Verfinsterung begünstigt die Verfolgung. Knapp vor dem Häuschen oben erreicht Schnapper den schleichenden Händler, doch hält er sich noch für ein Weilchen hinter einem Baumstrunk verborgen. Baumer versucht die Klinke der Hausthüre aufzudrücken, das Schloß ist versperrt. Über die Absicht eines nächtlichen Eindringens zu Stanzi kann kein Zweifel mehr bestehen; Schnapper springt erregt vor und stellt den Kitteljäger, der fluchend den zugreifenden Rivalen fassen und niederzwingen will. Doch Schnapper erwischt den Händler am Halse, drückt zu und prügelt ihn aus Leibeskräften windelweich, bis Baumer demütig um Gnade und Barmherzigkeit

winselt und gelobt, Stanzi für alle Zeiten unbehelligt lassen zu wollen. In seinem Zorn schleift Schnapper den Burschen bis zum Hang, versetzt ihm am Steig einen kräftigen Fußtritt, so daß Baumer haltlos den Steilhang hinunterkollert in rasenden Umdrehungen.

Gerne möchte Schnapper nun am Fenster Stanzis klopfen, der Geliebten Mitteilung von dem Überfall Baumers machen, doch die Erinnerung an das Walch gegebene Versprechen hält ihn davon ab. Auch muß er ja sehen, wo der Herr selbst geblieben ist. Und in hurtigen Sprüngen eilt Schnapper den Hang hinunter. Ein Stöhnen veranlaßt ihn, den Lauten nachzugehen, und bald findet er Baumer, der, in einem Erdhaufen eingebohrt, um Hilfe fleht. Eine derbe Lektion, aber nicht unverdient. Schnapper hilft ihm heraus, bedeutet dem Händler jedoch, daß es nun für ihn höchste Zeit sei, nach Hause zu trollen, andernfalls eine zweite Tracht Prügel nachfolgen werde. Die Drohung wirkt; Baumer kommt flink auf die Beine und eilt auf den Wiesenpfaden dem Dorfe zu. Bis Schnapper das Sträßlein erreicht, findet er auch schon Walch auf der Rückkehr, der die Abwesenheit seines Gehilfen gar nicht beachtet zu haben scheint. Walch erteilt Aufträge für den Morgen und verabschiedet sich dann am Dorfeingang, um das Nachtlager aufzusuchen.

Frühzeitig am Morgen hat sich Walch im Gehöft des Thörlers eingefunden, der ihm jedoch die Thüre weist.

Betroffen steht Walch eine Weile; wenn er auch nicht auf herzliches Willkomm gerechnet hat, diese schroffe Ablehnung hat er doch nicht erwartet. Daß es so feiertäglich still und arbeitsruhig auf dem Anwesen ist, fällt Walch gleichfalls auf; man sieht keine Dirn, keinen Knecht, bloß Thörlers Weib hantiert im Stall und versorgt das wenige, noch verbliebene Vieh. Ehe sich Walch noch entschlossen hat, das Gehöft zu verlassen, kommt auch schon die Kommission zur zwangsweisen Versteigerung an. Der Thörler steht kreidebleich unterm Hauseingang; sein Auge hat die Herren gleichfalls schon erblickt. Der Förster nähert sich nochmals dem Bauer und wiederholt sein Anerbieten zur Hilfe. Der Thörler lehnt es höhnisch ab mit dem Bemerken, daß er von Walchs Hand das Geld nicht wolle.

Nach kurzer Begrüßung der Herren wird zur Amtshandlung geschritten; schon ist der Gerichtsbeschluß verlesen, man mustert das Mobiliar und sonstige Pfandobjekte, und der Thörler wird aufgefordert, die Erklärung zur Zahlung abzugeben. Statt einer Antwort tritt der Bauer vor das Haus und luegt erregt zum Sträßlein hinüber, als erwarte er von dort jemanden, der Hilfe in höchster Not bringen werde. Der Richter wiederholt die Aufforderung, und da der Bauer hartnäckig vor dem Hause bleibt, wird zur Durchführung der immer traurigen Amtshandlung geschritten. Die Thörlerin weint bitterlich im Flur, auch Walch krampft das Herz zusammen.

Das Warten Thörlers ist vergeblich gewesen, die Hilfe ist nicht gekommen. Verstört wankt er herein. Walch aber rafft sich auf, tritt zum Richter und erklärt' Strafe, Steuer und alle Kosten für den Bauer zu bezahlen. Der Beamte lächelt und meint: „Sie werden ja noch der reinste Rettungsengel im Graben!"

„Ich will nur nach meinen Kräften die ärgste Bedrängnis lindern! Ist eine besondere Formalität zu erfüllen?"

Die Auskunft lautet auf Unterfertigung eines Protokolles und Erlegung der Beträge zu Gerichtshanden. Schon zählt Walch die Geldnoten auf, da erklärt der Thörler rundweg, nichts zu unterschreiben, denn der Förster wolle ihn nur auf seine Art von Haus und Hof bringen.

Nun ist's mit der Geduld des Richters am Ende; scharf weist dieser den bockbeinigen Bauer zurecht, der, statt aus tiefstem Herzensgrunde zu danken, seinen Retter schmähe und ihm Absichten unterschiebe, die als Beleidigung aufgefaßt werden müssen. Übrigens brauche man den Bauer gar nicht zum Abschluß der Amtshandlung. Der zu exekutierende Betrag ist für den Thörler erlegt, von wem, ist der Kommission gleichgiltig. Die Quittung hierüber erhält der Zahler. Wie dieser vom Thörler sein Geld erhalte, kümmere das Gericht nichts. Verloren werde der Betrag ja wohl sein, aber das sei Sache des Retters.

Und so erhält Walch die Quittung, der Fall ist erledigt, die Gefahr für Thörler abgewendet. Mit den Gerichtsherren will auch Walch das Gehöft verlassen, doch bittet ihn die Thörlerin, einen Augenblick zu verweilen. Der Bauer selbst steht wie geistesabwesend in der menschenleer gewordenen Stube und starrt vor sich hin. Innig und mit nassen Augen dankt das Weib für die Rettung und bittet zugleich, dem Gatten den Trutz nicht zu verübeln, denn der Thörler sei unzweifelhaft wieder einmal aufgehetzt worden und sich nicht klar über sein Handeln und Thun. Seit der Freundschaft mit dem Holzhändler habe der Frieden im Hause ein Ende, und der Mann sei nicht mehr zu kennen. Wer aber trotz des Versprechens, die Versteigerung durch Zahlung zu verhindern, nicht gekommen sei, das wäre Baumer gewesen. Die Bäuerin dankt des Weiteren nochmals herzinnigst auch für die damalige Rettung ihres Jüngsten und will Walch demütig die Hand küssen; doch dieser wehrt hastig ab, drückt dem Weibe eine Geldnote in die Hand und verläßt eilig das Gehöft. Für das Verhalten des Thörler hat er jetzt doch einen Anhaltspunkt. Immer wieder dieser Holzwurm, der die Bauern durcheinanderbringt und unter der Maske der Biederkeit schädigt. Aber, dazu ist Walch nun fest entschlossen, die Zeit der Abrechnung wird und muß kommen; nur weiß Hubert augenblicklich noch nicht, wo der Hebel anzusetzen ist.

Im „Stern" erwartet Schnapper den Gebieter mit einer Neuigkeit, die Walch nicht wenig überrascht: Baumer hat seine Interimswohnung im Grabendorf für immer verlassen und ist mit dem Fuhrwerk des Wirtes, hochbepackt, zur Kreisstadt gefahren. Vergnügt lächelnd, meint Schnapper, daß da wohl etwas vorgekommen sein müsse, denn der Holzhändler sei sonst nicht der Mann, der die Flinte ins Korn wirft.

Walch sieht seinem Schreiber scharf ins Auge und glaubt aus dem Lächeln erraten zu sollen, daß Schnapper nicht unbeteiligt an der plötzlichen Entschlußfassung Baumers sei. Auf eine direkte Frage in dieser Beziehung, gesteht Schnapper denn auch ein, daß er den Holzhändler am gestrigen Abend gründlich verhauen habe.

Walch läßt sich alle Einzelnheiten erzählen, doch erwidert er darauf nichts. Gut zu heißen ist die That Schnappers sicher nicht, aber ebensowenig ist Walch die Folge derselben unangenehm, vorausgesetzt, daß sich der Holzwurm nach Verheilung nicht abermals im Graben sehen läßt.

Am Nachmittag übersiedelt Walch in seine neue Wohnung, die durch die Bemühungen Brigittens und Schnappers trotz der kleinen, beengten Räume doch recht anheimelnd und behaglich gemacht worden ist. Zu einer eingehenden Besichtigung derselben sollte es aber nicht kommen, denn knapp nach dem Mittagsmahle erschien zur

Überraschung Walchs leibhaftig der Thörler, zögernd, unsicher, scheu, doch mit einer unverkennbar bestimmten Absicht. Walch suchte dem Bauer die Situation so viel als nur möglich zu erleichtern, indem er ihn herzlich empfing und den Vorgang am Morgen völlig ignorierte.

„Was bringst mir, Thörler, in den neuen Fuchsbau?" fragt Walch lächelnd und weist auf einen Stuhl. Der Thörler dreht verlegen sein Hütel in den schwieligen Fäusten und stottert allmählich heraus: „Mit Verlaub Herr! Wenn's ös nicht umstehtst, hernach thät' ich den Grund wohl verkaufen und 'n Hof dazu!"

„Was? Das ganze Anwesen? Ja, was soll denn dann aus Euch werden ohne Heimat?"

„Ich werd' mir Arbeit auf einem Gewerk suchen!"

„Unsinn, Thörler! Der Bauer gehört zur Scholle! Gewerk oder sonst was taugt nicht für den Landwirt! Seßhaft sein, das ist die Grundbedingung! Danke Gott, daß du ein Eigentum hast! Ich will dir aber, ganz im Vertrauen, sagen, was ich plane: Deinen Grund, weißt, den schlechten, will ich kaufen und auf demselben eine Cellulosefabrik zur Verwendung des geringwertigen Holzes errichten. Du kannst mit deinem Fuhrwerk fürs erste mein Spediteur zur Bahn werden und verdienst dabei anständig. Freilich, den Baumer mußt laufen lassen, sobald du dich mit mir einlässest. Magst, so verbriefen wir morgen in Bruck beim Notar und werden gute Nachbarn!"

Mit offenem Munde hat Thörler zugehört; das vom Verdienen hat er sofort verstanden, aber die Sache mit der Fabrik vermag er nicht zu begreifen. „Herr, was soll das für eine Fabrik werden?“ fragt er.

„Aha! Na, das hätt' ich mir denken können. Weißt, Thörler, das wird eine Anstalt, die den Grabenbauern minderwertiges, schlecht verkäufliches Holz bar abkauft und daraus Cellulose, Papier u. s. w. fabriziert. Den Nutzen werden zunächst die Waldbauern haben, die für das sonst verfaulende Holz Bargeld erhalten und außerdem den weiten, beschwerlichen Transport ersparen.“

„Herr, das versteh' ich nicht!“

„Ist auch nicht nötig! Wenn du also willst, verbriefen wir morgen deinen Grund, auf dem die Fabrik erstehen soll. Willst Angeld haben?“

„Nein, Herr! Der Handschlag genügt! Und —“

„Was willst noch, Thörler?“

„Danken möcht' ich halt von wegen — heut morgen —“

„Nichts zu danken, Thörler! Ich hab's halt einstweilen für dich ausgelegt, kannst es mir später zurückzahlen. Es war eine Gefälligkeit, weiter nichts, darum brauchst dich auch nicht extra dafür zu bedanken. Aber auf die Hand mußt du mir versprechen, daß du über den Plan wegen der Fabrik nichts weiter ausplauderst. Was du jetzt weißt, mußt du bei dir behalten. Versprich mir das!“

„Ja, Herr! Ich verspreche es!“

„So, gut, Thörler! Und was ich noch sagen will: Weißt du schon vom Baumer —?“

„Der ist fort! Mich hat der Sakra schön hängen lassen!“

„Weiß schon, Thörler! Na, soll vergessen sein! Also morgen kommst früh 8 Uhr, wir gehen dann zusammen nach Bruck zum Notar!“

Als Thörler frohgemut, aufgerichtet das Haus verlassen, ist es Walch, als sei ein Stein von seiner Brust gefallen. Er hat das Gefühl, daß aus einem Feind, wenn nicht ein Freund, so doch kein Übelwollender geworden ist.

Gespannter denn je, sah am Abend Walch der einfahrenden Post entgegen und ging persönlich zum Postamt, um nach etwaig eingelaufenen Briefen zu fragen. Noch im Lokal reißt er den Umschlag von einem dicken Dienstschreiben und durchfliegt dasselbe hastig: Gottlob, die Pläne zum Bau sind genehmigt!

* * *

Wie die Herbstwinde rauh den Graben durchzogen, steht die Fabrik in der Thalung im Rohbau fertig, und mit zielbewußter Energie geht Walch an die innere Einrichtung, unterstützt von Schnapper und dem sehr dienst-

willig gewordenen Thörler. Die Dampfleitung steht fertig, wie die Kessel zum Mazerationsverfahren. In Fässern liegt gut verwahrt der schwefligsaure Kalk bereit, denn Walch will mit allen Verbesserungen den Betrieb beginnen und hat sich vorweg zum Sulfitverfahren als der besten Neuerung entschlossen. Thörler hat alle Hände voll zu thun, mit Seppel und den angeworbenen Arbeitern das vom Ärar gekaufte Holz anzufahren, das zu ganzen Bergen aufgeschichtet wird.

Mit scheelen Augen betrachtet die Grabenbevölkerung all diese Vorgänge und Neuerungen, für die ihr jedes Verständnis fehlt. Um so größeres Interesse aber bekundet der Kommissar, der sich oft in der Fabrik einfindet und staunend die kühne Unternehmung seines Amtsvorgängers betrachtet. Wer hätte in dem einfachen Forstverwalter diesen Wagemut gesucht?! Und die Forstdirektion hat wohl alles eher als solche Entwicklung der Verhältnisse beabsichtigt, als sie dem Außenbeamten den Stuhl vor die Thüre setzte.

An einem frischen Wintertag ward angeheizt; Walch hielt an die von auswärtigen Cellulosefabriken bezogenen Arbeiter eine Ansprache, ermahnte zu Fleiß und gemeinsamem Wirken, auf daß der Segen nicht fehle, und gab Befehl zum Beginn der Arbeit. Von außen roh, unverputzt, ist die Fabrik innen völlig betriebsfertig, und bald schnurren und summen die Räder der Holzzerkleine-

rungsmaschinen, in den Kesseln löst eine Sulfitlauge unter hohem Dampfdruck die Masse in die elementaren Fasern auf, die Motore rasseln und zischen, der hohe Dampfschlot qualmt: der neue Betrieb ist eröffnet, das Werk ist im Gang.

Haben früher der Qualm, die Rauchschwaden des „Brandes" die Forstorgane in Atem versetzt, so sind es jetzt die Waldbauern, die sich nicht genug über die rauchende Fabrik verwundern können, über eine Fabrik, die Holz frißt und etwas ganz Unbegreifliches erzeugen soll. Scheu weichen die Grabenleute dem rauchenden Ungetüm, aus dessen Luftlöchern es so unheimlich zischt und rasselt, aus, und der emsig ein- und ausfahrende Thörler wird mit scheelen Augen betrachtet. Allmählich aber gewöhnt man sich an die neue Erscheinung, und die Neugierde führte dazu, den Thörler über die Wandlung auszufragen. Und die Auskunft machte die Waldbauern nicht wenig betroffen: die Fabrik sei für sie selber zur besseren Holznutzung errichtet worden. Wer Holz verkaufen will, soll nur zu Walch kommen und anmelden. Gekauft wird nach Schätzung und Maß und allsogleich bar ausbezahlt.

Bargeld für die Bauern, denen die Exekution droht! Wie Flugfeuer spricht sich das herum trotz der weiten Entfernungen, die Wunderkunde verbreitet sich bis in die entlegensten Einödhöfe. Viele glauben die Märe nicht,

aber einige wollen sich doch persönlich überzeugen und wagen es, in die Fabrik zu gehen und Walch, den „Forstmessias", aufzusuchen. Wie Walch das freute! Endlich ein Anfang! Es dämmert in den Köpfen! Willig klärt er die Bauern auf über den Zweck der Fabrik, setzt ihnen auseinander, welche Holzart er zur Fabrikation benötigt, uud ermahnt immer wieder zum Zusammenschluß aller Kleinwaldbesitzer mit gemeinsamer Waldnutzung verbunden mit Aufforstung. Mehr als solche Ermahnung fruchtet zunächst freilich die Zusicherung ständiger Holzabnahme zu reellen Preisen; aber manch Körnlein fiel doch auf fruchtbaren Boden, als die Höfler für sonst ganz unverkäufliches Holz Bargeld in Händen hatten. Ein Teufelskerl, dieser davongejagte Forstverwalter!

Wiewohl von einem Techniker und Schnapper unterstützt, ergiebt sich für Walch eine Unsumme von Arbeit, die sich steigert, als die Absatzgebiete errungen werden müssen. Tag und Nacht ist Walch an der Arbeit, er gönnt sich kaum wenige Stunden Ruhe, und wie Seppel gar noch meldet, daß es angezeigt sein dürfte dem Frühjahrshochwasser vorzubeugen und die Fabrik gegen Überschwemmung zu sichern, da ist Walch es, der sofort die früher so verhängnisvoll gewordene Staustelle im Wildbachbett radikal ausbauen läßt, ohne lang zu fragen. Die Kosten trägt er im Frohgefühle, sich und die Thalung dadurch vor Schaden behütet zu haben.

Der hinkende Bote kam aber nach in Gestalt eines schweren Rüffels von der Aufsichtsbehörde mit der Verwarnung vor Wiederholungen, die mit schweren Strafen belegt werden müßten. Lächelnd fügte Walch das allerliebste Schriftstück seiner „Nasensammlung“ aus früheren Zeiten bei, und pfiff dann vergnügt ein Liedchen vor sich hin.

In den Freudentag der Fertigstellung der ersten Fabrikware zum Versandt fiel ein Tropfen Wermut, indem Stanzi eines Morgens verweint in der Fabrik erschien und die Trauerkunde vom Ableben des alten Vaters überbrachte. Klaglos ist der Greis hinübergeschlummert; es war ein Auslöschen sanft und ruhig. Voll Mitgefühl ordnete Walch sofort eine Abteilung entbehrlicher Arbeiter ab, die Leiche von der Rodung herab zur Aufbahrung zu bringen, und Schnapper wurde beauftragt, den Kondukt zu leiten und die ratlose Stanzi zu unterstützen. Konnte Walch zwar nicht die Fabrikarbeit einstellen, so erhielt unter seiner persönlichen Beteiligung der alte Einöder „Lärcher“ eine ungemein zahlreiche Beteiligung auf dem letzten Zug auf Erden und eine feierliche Bestattung. Das ward zum Ereignis im stillen Graben; denn seit Menschengedenken ist ein Kleinhäusler nicht mit solchen Ehren zu Grabe getragen worden.

So lang der Winter im Graben zu dauern pflegt, zäh, langwierig und kalt, den Fabrikleuten verging er dank der nimmer ruhenden Arbeit sozusagen im Fluge.

Und im erwachenden Frühling, als Frostschäden nicht mehr zu befürchten waren, ließ Walch Vergrößerungsbauten nebst Dienstwohnungen für Schnapper, Seppel und einige Vorarbeiter errichten, so daß Schnapper im Wonnemonat Mai seine Stanzi zum Altar führen konnte. An diesem Ehrentage seines treuen Mitarbeiters stand auf Walchs Befehl die ganze Fabrik still, das Etablissement feierte mit allen Angehörigen die Hochzeit im „Stern" mit, wo es hoch und nobel herging. Als Angebinde überreichte Walch dem Bräutigam einen Vertrag, wonach der treue Gehülfe mit stattlichem Gehalt als Buchhalter angestellt ist, und die Braut erhielt einen kostbaren Armreif mit der eingravierten schlichten Devise: „Der Treue."

Dem Dank des freudig überraschten jungen Paares entzog sich Walch, um seine Thränen nicht sehen lassen zu müssen. Ihm ist's ja selbst so weich und weh um's Herz im Gedanken, daß er noch immer allein in der Welt steht. Mit keinem Auge hat er seine geliebte Moni mehr seit jenem Tage gesehen, als er nach der Versteigerung den Brandhof verlassen. Niemals ist Moni zu Thal gekommen, ebensowenig hat sich Hirzegger sehen lassen. Hinauf konnte, nach all dem, was vorgefallen, Walch nicht mehr kommen, und so baute sich eine Kluft auf, die unüberbrückbar blieb. So hat sich Walch mit wundem Herzen weggestohlen vom lautfrohen Feste; er

will allein sein mit seinem Weh und seiner Sehnsucht nach eigenem Glück. Er pilgert vom Dorf das Sträßlein entlang der Fabrik zu, die stille steht wie erstorben. Nur die übliche Wache durchschreitet die weiten Räume, und im großen Hof sonnt sich Pluto, die gewaltige Dogge vor dem Hundehause. Walch richtet den Schritt seinem bescheiden gehaltenen Wohngebäude zu, dessen Eingang hell von der Maisonne beschienen ist. Auf den Aufgangsstufen hockt ein Mann, hemdärmelig, in Steirertracht gekleidet, aus einem kurzen Pfeifchen nachdenklich rauchend. Walch sieht schärfer zu, die Gestalt ist ihm bekannt, doch wagt er nicht zu glauben, daß es möglich sei: Der Hirzegger an der Schwelle seines Hauses wartend und harrend! Das muß eine Täuschung der Augen sein! Und doch — es ist wahrhaftig der Vater Monis, der sich beim Herannahen Walchs erhebt, die Pfeife in den Sack steckt und den Hut vom Kopfe zieht.

„Ja, ist's möglich, Hirzegger! Ihr selbst kommt herab zu mir?!"

„Mit Verlaub, ja!"

„Was bringt Ihr mir?"

„Nicht viel Gutes! Die Moni —"

„Um Gotteswillen, was ist's mit ihr?"

„Die Moni ist schon seit längerer Zeit krank, es geht allweil schlechter, ich kann den Jammer nimmer länger mit ansehen, und weil's Deandl gar so um Euch

jammert, so bin ich halt 'runter und thät halt schön bitten, wenn der Herr — wie soll man jetzt wohl zu Euch sagen? — wenn der Herr hinaufkommen thät'! Vielleicht hilft es was!!"

„Gleich, sofort gehe ich mit! Großer Gott, Moni krank! Geht nur einstweilen voraus, Hirzegger; ich will nur Brigitta verständigen, und komme gleich nach!"

Hurtig eilt Walch ins Haus, avisiert die Wirtschafterin von seinem Gang zum Brandhof, nimmt einen festen Stock und folgt dem bergansteigenden Bauer nach.

Die Männer sind stumm zur Höhe des Brandhofes emporgestiegen; Hirzegger fühlte sich beklommen, unsicher, und fürchtete, daß ein einzig Wort von seinen Lippen eine Erörterung der früheren Vorkommnisse heraufbeschwören könnte. Walch hingegen ist zu sehr erregt, mit sich selbst beschäftigt und erblickt in dem Umstande, daß Monis Vater selbst herabgekommen, ihn zu holen, für Monis Leben eine große Gefahr, die ihn in die größte Sorge versetzt. Des Langen und Breiten über des geliebten Mädchens Zustand den Vater zu fragen, erscheint Walch zwecklos; der Bauer könnte ja doch nichts als Mutmaßungen aussprechen, und so wartet Walch bis zum persönlichen Augenschein.

Vor dem Gehöft angelangt, öffnet Hirzegger die Thür unb läßt Walch eintreten, indem er zugleich mit gedämpfter Stimme sagt: „Sie liegt in ihrer

Kammer, wo Ihr — gelegen habt!" Eine jähe Röte huscht dabei in des Bauers Antlitz, und sichtlich befangen bleibt Hirzegger stehen; er möchte nun wohl sich aussprechen, vielleicht um Verzeihung für seine Übelthat bitten. Doch Walch stürmt die knarrende Treppe hinan und mäßigt sein Ungestüm erst, als er vor Monis Kammerthür angelangt ist. Er klopft, doch wartet er nicht auf die Erlaubnis zum Eintreten, ein Druck auf die Klinke, und Hubert ist in der Kammer. „Moni!" ruft er und stürzt an des Mädchens Krankenlager. „Hubert, mein Hubert!" lispelt Moni und reicht dem Geliebten die zitternden Hände dar.

„Mein Lieb! Was ist mit dir vorgegangen?! Was fehlt dir?"

„Nun ist alles wieder gut! Du bist bei mir, nun wird mir wieder wohl!"

Zärtlich beugt sich Walch über Moni und sieht dem Mädchen forschend in die Augen. Mitleidig streift sein Blick die bleichen, eingefallenen Wangen, das abgehärmte Antlitz. Aus Monis himmelblauen Augen glänzt ein schier überirdisch Feuer; es strahlt Glückseligkeit aus denselben, es ist, als kehre frisches Leben in den siechen Körper. Und durch das Fenster herein klingt das süße Lied eines Rotkehlchens wonnig bezaubernd, das hohe Lied der echten, treuen Liebe, in das zärtliches Geplauder zweier vereinigten Seelen sich mischt.

Unten hat Hirzegger einen schweren Kampf mit sich selbst gekämpft; den ersten Schritt, Walch zu holen, hat er gethan aus Liebe zu seiner Tochter. Er konnte ja das still duldende Leid, den stummen Jammer nicht länger mehr ansehen. Schwerer aber ist der zweite Schritt, begangenes Unrecht, den meuchlerischen Überfall abzubitten, Verzeihung zu erflehen von dem Manne, der ihm beigesprungen in höchster Not, mit dem „Feinde" sich zu versöhnen. Und so sehr das Herz ihn dazu drängt, der Gedanke, diesem Manne die Tochter zum Weibe zu geben, jetzt nach allem, was vorgefallen, geben zu müssen, dieser Gedanke verscheucht im Brandbauern jegliche Regung weicherer Gefühle, wiewohl Hirzegger sich dessen nicht verschließen kann, daß der Bitte um Verzeihung, dem Dank für Walchs Hilfe, nichts anderes als die Einwilligung zum Ehebunde folgen kann. Er hat Walch selbst geholt, nun kann er ihn nicht zur Thür hinauswerfen. Reden muß einer, das erste Wort geben, und das kann kein anderer, als der Hirzegger selber sein. Das fühlt der rauhe Bergmensch selbst, doch der Gedanke treibt ihm den Schweiß auf die Stirne. Wie aber, wenn er gar nichts reden, nur handeln würde? Viel Gescheidtes wird er ohnehin nicht über die Lippen bringen, es würde im besten Falle nur ein Stottern der Verlegenheit sein. Also handeln!

Mit seinen plumpen derbgenagelten Bergschuhen

humpelt der Bauer die unter seinem schweren Tritt ächzende Treppe hinan, der Lärm avisiert Hirzegger durchs ganze Haus, so daß Walch sich am Krankenbette aufgerichtet und aus Monis zärtlicher Umarmung losgelöst hat in Erwartung des Eintretens Hirzeggers. Richtig trollt der Bauer schwerfällig in die Stube; auf seinem Gesicht zuckt es wie Wetterleuchten beim Anblick der verklärten Tochter, die so selig den Geliebten betrachtet. Unwillkürlich beugt sich Hirzegger vor der hohen Gestalt Walchs und stammelt das altgewohnte: „Mit Verlaub!“ Dann aber schreitet der Bauer völlig heran zum Bett, nimmt Monis Hand und faßt nach Walchs Hand und legt beide Hände ineinander, zugleich mit bebenden Lippen sprechend: „Gott segne euch!“

„Vater!“ jubelt Moni auf, und Walch ruft: „Hirzegger, Vater, Freund, ist's wahr?!“

Dem Alten perlen die Thränen über die Wangen, er nickt bloß und reißt sich los, als schäme er sich der nassen Augen und der ihn überwältigenden Rührung.

* * *

Die Kunde von Monis Verlobung mit Walch, die Aussöhnung Hirzeggers mit dem Fabrikherrn ist in aller Mund gekommen; sie wirkte wahrhaft Wunder. Die Grabenbauern sahen in Hirzegger den felsenfesten Oppo=

nenten gegen den Leuteschinder, den „Forstmessias“ und Fabrikherrn, nachdem der Thörler wider alles Erwarten schon „umgestanden“ ist. Nun auch die letzte Säule gefallen, begannen die Forstfeinde klein beizugeben und dies um so lieber, als der Fabrikherr für jeden nicht bloß ein offenes Ohr, sondern auch eine offene Hand zeigte. Lieferte einer brauchbares Holz, so hatte er in derselben Stunde sein Geld bar auf der Hand. Und mancher Kleinhäusler bekam zu gutem Rat erbetene Geldhilfe, um sich von drückendster Not zu befreien. Auch ließ Walch den Grabenleuten verkünden, daß er behufs Erzeugung von Waldwolle[1]) Nadeln frischgefällter Kiefern kaufe, die Kleinwaldler also das Schnaiteln zu Streuzwecken unterlassen und durch Ablieferung der Äste von Krüppelholz dieses nutzbar machen sollen. Wieder eine Neuerung, die aber auf ungleich besseren Boden fiel und den verbohrtesten Waldbauern einleuchtete in Gestalt baren Geldes.

Walch wie Schnapper, der nun als junger Ehemann mit verdoppeltem Eifer in der Fabrik wirkte, hatten bei jeder Gelegenheit den vorsprechenden, sich allmählich in der Fabrik heimisch fühlenden Bauern ans Herz gelegt, den Gedanken an die Gründung einer Genossenschaft zu

---

[1]) Diese Schöpfung ist das Verdienst des preußischen Oberforstmeisters v. Pannewitz. Durch Mazeration, Waschen und Bleichen der Nadeln wird ein wollartiges Material erzeugt, das zur Polsterung u. s. w. als Surrogat für tierische Wolle benutzt wird.

zu erwägen. Für sich einzeln, meinte jeder Waldbauer, was Walch thue, sei gut, er solle die Sache nur in die Hand nehmen. Das aber wollte Walch nun doch nicht direkt, um nicht oben anzustoßen, wo nach mancherlei Mitteilungen seinen Bestrebungen das denkbar größte Mißtrauen entgegengebracht wurde.

Um nun aber diese für die Waldbauern hochwichtige Angelegenheit in Fluß zu bringen, entschloß sich Walch, Hirzegger einzuweihen und mit der Gründung des Bundes zu betrauen. Mit einem wahren Feuereifer nahm sich der Brandhofer dieser Sache an; er ließ wie einst zur Opposition „einsagen", der Thörler kam als Wortführer, und die zahlreich besuchte Versammlung an einem warmen Julisonntag ergab das erfreuliche Resultat, daß sämtliche Grabenbauern dem Bunde beitraten, der für sie nur Nutzen, keine Geldpflichten bieten solle, denn die Kosten für Aufstellung eines privaten Genossenschaftsförsters übernahm Walch mit der Oberleitung des neuen Bundes, nachdem sich sämtliche Bauern verpflichtet hatten, in Forstnutzungsangelegenheiten nicht nach eigenem Gutdünken, sondern stets nach Anweisung des Genossenschaftsförsters vorzugehen. Hirzegger übermittelte alle einschlägigen Schriftstücke, Statuten rc. der Behörde, und nun war es an dieser, bis hinauf zur Statthalterei, vor Staunen die Hände über den Kopf zusammenzuschlagen.

Monate vergingen. Die Kunde vom Zusammenschluß

der Brandbauern, der Waldfeinde, war bis ins Ackerbau=ministerium gedrungen, und die Folge davon war die Entsendung eines ministeriellen Kommissars, der die so merkwürdig veränderten Verhältnisse an Ort und Stelle studieren sollte.

Und so erlebte Walch die Genugthuung, daß mit diesem Kommissar sein ehemaliger Chef, der Domänenrat, eines Tages in der Fabrik erschien, sprachlos vor Überraschung. Mit hellem Auge besah sich der Kommissar alles, ließ sich informieren über die Entwicklung und Wandlung der Verhältnisse, und schrieb schier ein Notizbuch voll über das Wirken eines zielbewußten Forstverwalters. Als aber der Kommissar im Fabrikkomtor das Schlußzeichen unter seine Notizen setzen wollte, da sprach Walch die Bitte aus, es möge der Herr Kommissar doch auch noch die Brandfrage prüfen und einem gedeihlichen Ende zuführen, zum mindesten aber dafür sorgen, daß wegen der Strafen nicht die armen Waldbauern um Haus und Hof gebracht werden. Das versprach der Kommissar feierlich unter dem Eindruck der segensreichen Thaten des in seiner Einfachheit doppelt imponierenden Fabrikherren.

Die Einladung, an einem Imbiß teilzunehmen, nahm wohl der Kommissar an, der Domänenrat aber zog es vor, sich zu verflüchtigen; ihm war ob der titanenhaften Leistung des von ihm als ungenügend qualifizierten

ehemaligen Unterbeamten etwas schwül und unheimlich geworden. Wer hätte auch geglaubt, daß ein Waldbeamter solche Gedanken im Kopf haben könnte! Die verkehrte Welt! Gedanken hat man doch nur in den Büreaus höherer Beamten.

* * *

Moni gesundete als Verlobte rasch; Freude und Herzensglück ist ein gar trefflicher Arzt. Und so konnte, nachdem beim alten Grabenpfarrer alles besorgt war, die Hochzeit am Mariä Himmelfahrtstage angesetzt werden.

Was im Graben Beine hatte, strömte bis auf die unvermeidlichen Hauswachen dem Dorfe zu, um der Trauung Walchs mit der Hirzegger Moni beizuwohnen. Das war ein Drängen und Drücken! Zuerst in der Kirche, dann aber im „Stern", wo der allzeit freigebige Fabrikherr „seinen" Waldbauern Bier nach Durst auflegen ließ.

Und während des Hochzeitsmahles überbrachte Schnapper dem Bräutigam ein mit der Post eingelangtes Dienstschreiben, dessen Inhalt nicht wenig zur Hebung der Feierlichkeit beitrug, denn es enthielt die Genehmigung der Statuten des Waldbauernbundes, und die Aufhebung des Brandverbotes bis zur definitiven Regelung der Frage in Verbindung mit einer Reorganisation der Grundsteuerangelegenheit. Was Walch in zahllosen schlaflosen Nächten

ersonnen, erhofft hat: nun ist's zur That geworden, den Waldbauern ist fürs erste geholfen, und ihre Lage wird und muß besser werden.

Die Antwort auf die Verlesung des Ministerialerlasses gab der Hirzegger, der sein Glas erhob und ein Hoch ausbrachte auf den viel gehaßten, verspotteten und jetzt allbeliebten Mann, auf den wahrhaftigen „Forstmessias"!



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

# Empfehlenswerte Werke

aus dem Verlage

von

**Schall & Grund**

Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler

**Verein der Bücherfreunde**

**Berlin W. 62**

# Verein der Bücherfreunde

## Erster Jahrgang 1891/92

**Todsünden.** Roman von **Hermann Heiberg.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75

**Aus Mitleid** und andere Novellen von **Alexander Baron von Roberts** geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 6.25.

**Seelenanalysen.** Novellen von **Max Nordau.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

**Aus Urdas Born.** Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung von Dr. **Theodor Jaensch.** geh. Mk. 3.75; geb. Mk. 4.50.

**Carriere.** Roman von **Olga Wohlbrück.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

**Fliegender Sommer.** Geschichten von **Ludwig Ganghofer.** geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 6.25.

**Zwei reiche Frauen.** Roman von **M. von Eschen.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

**Vom grünen Wasser.** Seegeschichten und Schilderungen von **Johannes Ziegler.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

## Zweiter Jahrgang 1892/93

**Das Leben auf der Walze.** Roman von **Wolfgang Kirchbach.** Mit 10 Vollbildern auf Kupferdruckpapier v. Georg Koch. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.

**Töte sie!** Roman von **Balduin Groller.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

**Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde.** Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. **H. Haas.** I. Teil. Mit 55 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

**Pfarrer Streccius.** Roman von **E. Eschricht.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

**Der Telamone.** Roman von **Fedor von Zobeltitz.** Mit 77 Textzeichnungen von Friedrich Stahl. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.

**Kallia Kypris.** Aus Alt-Syrakus. Roman von **A. Schneegans.** geh Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

**Das Sternenzelt,** von Prof. Dr. **Carl Titus.** Mit 70 Abbildungen im Text und drei doppelseitigen Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.

**Norddeutsche Erzähler.** Novellen von **Hermann Heiberg** und **Konrad Telmann:** Das Schicksal auf Moorheide — Ruggiero, der Brigant. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

## Dritter Jahrgang 1893/94

**Hančička, das Chodenmädchen.** Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge. Von **Maximilian Schmidt.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.

**Norddeutsche Erzähler.** Novellen von **Wilhelm Jensen** (Altflorentinische Tage), **Heinrich Seidel** (Die silberne Verlobung), **Julius Stinde** (Martinshagen, eine Erzählung abseits der Heerstraße). geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

**Johann von Schwarzenberg.** Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. u. 16. Jahrhundert. Von **Johannes Renatus.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

**Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde.** Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. **H. Haas.** Zweiter, in sich abgeschlossener Teil mit 163 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

**Neuland: Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung.** Mit Beiträgen von Otto Julius Bierbaum, M. G. Conrad, Anna Croissant-Rust, Max Dreyer, Franz Evers Cäsar Flaischlen, Hanns von Gumppenberg, Max Halbe, Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Hegeler, Karl Henckell, Peter Hille, Maria Janitschek, Detlev von Liliencron, John Henry Mackay, Willy Pastor, Carlot Gottfrid Reuling, Paul Scheerbart, Johannes Schlaf, Hans Schliepmann, Heinz Tovote; herausgegeben von **Dr. Cäsar Flaischlen.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.

**Die Geisterseher.** Humoristischer Roman von **Fritz Mauthner.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

**Laienpredigten** für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen. Von **Otto v. Leixner.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

**Aus dem Hexenkessel der Zeit.** Frauenschuld und Frauengröße. Von **Luise Westkirch.** geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

## Vierter Jahrgang 1894/95

**Der Scharffenstein.** Roman von **Anton Freiherr von Perfall.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

**Die jüngeren Prinzen.** Historischer Roman von **A. von der Elbe.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

**Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen.** Von Hauptmann **Rochus Schmidt.**

**Band I. Ostafrika.** Mit über 100 Bildern und 25 Originalzeichnungen von Hellgrewe nebst einer Karte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

**Band II. Westafrika und Südsee.** Mit 150 Bildern und 6 Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

**Der Pförtnerssohn von St. Veit.** Roman von **Otto Elster.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

**Gewissensqualen.** Zwei Novellen von **Gerhard von Amyntor.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

**Streifzüge in Toskana, an der Riviera und in der Provence.** Von **Victor Ottmann.** Mit 125 Bildern. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

**Fröhlich Gejaid.** Jagdgeschichten von **Arthur Achleitner.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

## Fünfter Jahrgang 1895/96

**Richard Nordhausen: Die rote Tinktur.** Eine kuriose Geschichte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.

**Gregor Samarow (Oskar Meding): Palle.** Historischer Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.

**Paul von Schönthan: Jahreszeiten der Feder.** Allerlei Humoresken. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.

**Eduard Bertz: Das Sabinergut.** Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

**A. Seidel,** Sekretär d. deutsch. Kolonialges.: **Geschichten und Lieder der Afrikaner.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

**Otto von Leixner: Aus meinem Zettelkasten.** Sprüche aus dem Leben für das Leben. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

**Euf. v. Adlersfeld-Ballestrem: Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

**Dr. Arthur Sperling: Medizinische Streiflichter.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.
11400